

Zeitschrift für Soziologie

Sonderdruck

Hinweise für unsere Autorinnen und Autoren

Das Begutachtungsverfahren

Der ZfS eingereichte Manuskripte werden in der Redaktion anonymisiert und bei Aufnahme in das Reviewverfahren neben den fünf Herausgebern auch zwei Fachgutachtern zugesandt. Autoren haben Gelegenheit, den Wunsch nach der Auswahl oder der Vermeidung eines bestimmten Gutachters zu äußern. Mitarbeiter und befreundete Personen sollen nicht genannt werden. Die Herausgeber entscheiden, ob sie dem Vorschlag folgen. Die Entscheidung über die Manuskripte erfolgt nach einem schriftlichen Verfahren auf der Basis der Fachgutachten und der Herausgebervoten in einer mündlichen Diskussion des Beitrags durch die Herausgeber. Die Autoren erhalten anschließend eine ausführliche Information über Ablehnungsgründe bzw. Überarbeitungshinweise. Sie haben Gelegenheit, Überarbeitungen, die ihnen undurchführbar scheinen, mit guten Gründen abzulehnen. Autoren werden brieflich über den Entscheidungszeitpunkt informiert. Sie können durchschnittlich mit einer Publikationsentscheidung binnen zwei Monaten rechnen.

Formale Bedingungen der Einreichung

Keine Doppeleinreichung: Manuskripte, die bereits veröffentlicht sind oder gleichzeitig anderen Publikationsorganen angeboten wurden, werden nicht begutachtet. Eine spätere Veröffentlichung eines ZfS-Beitrags an anderer Stelle ist dagegen bei Nennung des Ersterscheinungsortes ZfS möglich.

Umfang des Manuskripts: Manuskripte sollten *maximal* 20 Druckseiten umfassen. Eine Druckseite hat ca. 5.000 Zeichen (inklusive Leerzeichen).

Zahl der Exemplare: Manuskripte sind in sieben Kopien der Redaktion zuzuschicken.

Anonymisierung: Zur Wahrung der Anonymität darf auf dem Manuskript nur der Titel des Aufsatzes erscheinen. Auch im Text sind identifizierende Literaturhinweise und Anmerkungen zu vermeiden. Die ausgesparten Angaben sind auf einem besonderen Blatt beizufügen.

Zusammenfassung: Es ist eine Zusammenfassung des Beitrags, die nicht mehr als 15 Zeilen umfasst, auf einem gesonderten Blatt beizufügen.

Sicherung der Lesbarkeit: Manuskripte sind vor der Einreichung auf Einschränkungen ihrer Lesbarkeit – Grammatik, Orthografie, Textformatierung usw. – zu prüfen.

Rechtschreibung: Manuskripte werden in neuer deutscher Rechtschreibung erbeten. Den Autoren wird jedoch auch die Möglichkeit angeboten, ihr Manuskript durch die Setzerei an die neue Rechtschreibung anpassen zu lassen. Das Festhalten an der alten Rechtschreibung ist möglich. Die Autoren teilen der Redaktion ihre diesbezügliche Entscheidung auf einem Formblatt mit.

Textgestaltung von ZfS-Aufsätzen

Fußnoten nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliografische Angaben benutzen.

Tabellen und Abbildungen dem Manuskript auf gesondertem Bogen beifügen. Im Manuskript die Stelle angeben, wo sie eingefügt werden sollen. Die Abbildungen müssen reproduktionsfertige Vorlagen sein; dafür kommen nur Strichzeichnungen (schwarz auf weißem Papier) in Frage, die eine Strichstärke von mindestens 1 Punkt bei den einzelnen Linien haben. Rasterunterlegungen sind zu vermeiden. Die Abbildungen können auch auf separaten Disketten geliefert werden. Dabei müssen die Dateien in eps oder tif abgespeichert werden und dürfen nicht in Word oder ein anderes Textprogramm integriert sein. Ein Ausdruck der Abbildungen ist in jedem Falle beizulegen.

Literaturhinweise im Text durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl, Seitenangabe hinter dem Erscheinungsjahr nach einem Doppelpunkt ohne „S.“ oder „p.“, z. B.: Schelsky (1959: 13). Sonderfälle:

Bei mehrfacher Zitierung der gleichen Quelle Literaturhinweis in dieser Form wiederholen und keine Abkürzungen wie „a. a. O.“, „op.cit.“, „ebda.“ benutzen.

Bei zwei Autoren beide Namen angeben, bei drei und mehr Autoren den ersten und „et al.“ schreiben.

Wenn zwei Autoren den gleichen Namen haben, Initialen der Vornamen zur Unterscheidung benutzen.

Bei institutionellem Autor den Namen der Institution so weit ausschreiben, dass Identifizierung möglich ist (Bundesminister für Forschung und Technologie 1975: 78).

Bei mehr als einem Titel pro Autor und Erscheinungsjahr die Buchstaben a, b, c usw. der Jahreszahl hinzufügen, z. B.: Luhmann (1975a: 12; 1975b: 236).

Mehrere aufeinanderfolgende Literaturhinweise durch Semikolon trennen und in gemeinsame Klammer einschließen: (Holzkamp 1983; Negt / Kluge 1972; Fricke 1975).

Literaturliste am Schluss des Manuskripts: Alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je Autor nach Erscheinungsjahr geordnet in einem gesonderten Anhang unter der Überschrift „Literatur“ ausführen. Hier „et al.“ nicht benutzen, sondern bei mehreren Autoren alle Namen nennen. Den Verlagsnamen in abgekürzter, aber noch verständlicher Form nennen.

Bücher: Luhmann, N., 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Zeitschriftenbeiträge: Lachmund, J., 1992: Die Erfindung des ärztlichen Gehörs. Zur historischen Soziologie der stethoskopischen Untersuchung. Zeitschrift für Soziologie 21: 235–251.

Friedrichs, J. / Stolle, M. / Engelbrecht, G., 1993: Rational Choice-Theorie: Probleme der Operationalisierung. Zeitschrift für Soziologie 22: 2–15.

Beiträge aus Sammelbänden: Mulkay, M.J., 1977: The Sociology of Science in Britain. S. 224–257 in: R.K. Merton / J. Gaston (Hrsg.), The Sociology of Science in Europe. Carbondale: Southern Illinois University Press.

Der Geschäftsbericht wurde von Dipl.-Soz. Kathrin Keller erstellt, die seit mehreren Jahren das Sekretariat der Redaktion betreut.

Nachtrag: ERRATUM

auf S. II des Inhaltsverzeichnisses von Jahrgang 30, 2001 (am Ende von Heft 6/2001) haben wir Zukünftiges in die Vergangenheit projiziert. In der Auflistung der Herausgeber ist „vorgreifend“ schon Bettina Heintz aufgeführt. Für den Jahrgang 30, 2001 war aber natürlich noch (s. o.) Jörg Bergmann, ihr Vorgänger, als Herausgeber zuständig und tätig. Wir bitten gerade ihn um Nachsicht für den kleinen Fehlgriff.

Die Redaktion der ZfS

Tabelle 2 Ergebnisse der Entscheidungen über Annahme oder Ablehnung der eingereichten Manuskripte

	2000	2001
Eingereichte Manuskripte	65	59
Vom Vorjahr übernommene Wiedereinreichungen	7	6
Summe	72	65
Angenommen	21 ¹ (29 %)	26 ¹ (40 %)
Davon: nach Wiedereinreichung angenommen	8	10
Abgelehnt	51 (71 %)	39 (60 %)
Davon: Überarbeitung empfohlen	24	22
Summe	72 (= 100 %)	65 (= 100 %)

¹ Davon 2 Diskussionsbeiträge.

Multikulturalität oder Ethnisierung?

Kategorienbildung und Netzwerkstrukturen in drei schweizerischen Immigrantenvierteln

Ethnic Communities or Ethnicization?

Social Categories and Network Structures in Three Swiss Immigrant Neighborhoods

Andreas Wimmer*

Zentrum für Entwicklungsforschung, Universität Bonn, Walter-Flex-Straße 3, D-53113 Bonn

Zusammenfassung: Der Artikel berichtet über eine empirische Forschung zu der Frage, welche Bedeutung Kultur und ethnischer Gemeinschaft im Integrationsprozess von Migranten zukommt. Je ein Einwanderersquartier in Basel, Bern und Zürich stand im Zentrum der Untersuchung. Leitfadenterviews und Netzwerkanalysen dienten der Erfassung der Kategorien, mit denen das Quartierumfeld beschrieben wird, sowie der alltäglichen Beziehungen von schweizerischen, türkischstämmigen und italienischstämmigen Quartierbewohnern. Die wichtigsten Resultate sind: a) Ethnisch-nationale Gruppierungen und Identitäten stellen kein primäres Klassifikationsprinzip dar, sondern Unterscheidungen erfolgen gemäß dem Schema Ordnung-Unordnung. b) Die daraus folgende transethnische Definition der Wir-Gruppe findet jedoch im realen Beziehungsverhalten nur zum Teil ihre Entsprechung, da die Beziehungsgeflechte zu drei Viertel ethnisch homogen sind. c) In der Struktur unterscheiden sich die Netzwerke in der zweiten Generation nicht mehr nach ethno-nationaler Herkunft. Dieser Befund entspricht zum Teil der multikulturellen Perspektive auf die Einwanderungsgesellschaft (b) und zum Teil der derzeit gängigen Ethnisierungsthese (a und c). Als Schlussfolgerung wird die Hinwendung zu einem nicht-teleologischen, multilinearen Inkorporationsmodell empfohlen.

1. Fragestellung

Eine der Hauptthrucllinien in der Migrationsdebatte zieht sich entlang der Frage, welche Bedeutung Kultur und ethnischer Gemeinschaft im Integrationsprozess zuzumessen ist. Die ältere, am Assimilationsparadigma orientierte Forschung erachtete

* Der vorliegende Aufsatz basiert auf einer Forschung, die vom Schweizerischen Nationalfonds im Rahmen des NFP39 und von der Stiftung Bevölkerung, Migration und Umwelt (BMU) finanziert wurde. Das Projekt wurde von Andreas Wimmer geleitet; die Teilstudie in Basel wurde von Rebekka Ehret durchgeführt, die in Zürich von Dieter Karrer und jene in Bern von Angela Stienen. Dieter Karrer besorgte auch die Eingabe der Netzwerkdaten aller drei Städte und berechnete die Kreuztabellen für die Netzwerkanalyse.

Der Aufsatz fasst die wichtigsten Resultate der Forschungen zur sozialen Kategorienbildung in Bern und Zürich zusammen (Kap. 3 und 4) und analysiert die Netzwerkdaten aller drei Städte (Kap. 5 und 6). Für die Teilstudien sind Einzelpublikationen geplant (Dieter Karrer, in Vorbereitung; Angela Stienen, im Druck). Wo sich meine Interpretation vorwiegend auf die Zürcher oder die Berner Teilstudie abstützt, wurde dies durch Verweis auf diese Einzelpublikationen deutlich gemacht.

Der Schlussbericht (Wimmer et al. 2000) kann beim Autor bezogen werden.

es als gegeben, dass sich kulturelle Unterschiede nach und nach einebnen würden, parallel zur Auflösung der ethnischen Enklave im Zuge von sozialem Aufstieg und sozialer Durchmischung. Dagegen setzte der Multikulturalismus der siebziger und achtziger Jahre auf Differenz und fand selbst bei seit Generationen etablierten Gruppen noch Spuren ethnischer Selbstabgrenzung und kultureller Eigenständigkeit. Einwanderungsgesellschaften wurden als Konglomerat herkunftsdefinierter Gemeinschaften beschrieben, deren Binnenkonstituierung und Außenbeziehungen es zu untersuchen galt. Die Integrationspolitiken von Ländern wie Kanada, Großbritannien, Holland oder Schweden, wo die kommunitaristische Sichtweise eine lange Tradition aufwies (vgl. Mahnig/Wimmer 2000), gerieten in den Bannkreis des multikulturellen Programms. Seit Beginn der neunziger Jahre, als das Globalisierungsfieber die Sozialwissenschaften zu schütteln begann, hat sich auch die multikulturalistische Forschungsstrategie gewandelt. Nun werden nicht mehr jeweils isolierte Immigrantengemeinschaften in je unterschiedlichen nationalen Kontexten untersucht, sondern die grenzüberschreitenden Beziehungen zwischen verschiedenen solchen Einwanderergruppen, welche dadurch eigentliche „transnationale Gemeinschaften“ bilde-

ten. Wie in der älteren Multikulturalismusforschung sind diese als langfristig beständige, kulturell integrierte ethnische Gemeinschaften konzipiert.

Auf der anderen Seite hat jedoch auch eine kritische Absetzbewegung vom Gruppendenken in der Migrationsforschung eingesetzt (vgl. Wimmer 2000a; allgemein Brubaker, in Vorbereitung). Aus konstruktivistischer Perspektive, teilweise diskurstheoretisch fundiert, in Deutschland häufig mit Luhmannscher Systemtheorie unterlegt, manchmal aber auch *ad hoc* argumentierend wurde die These entwickelt, dass ethnisch-kulturelle Differenzen nur in den Realitätsbeschreibungen mächtiger Akteure, nicht aber unabhängig davon in den Alltagspraktiken der Eingewanderten von empirischer Bedeutung sind. Durch die Konstruktion kultureller Differenz werden Immigranten¹ zu Fremden stilisiert und so aus der sozialen Kerngruppe ausgeschlossen. Es sind v.a. die staatlichen und parastaatlichen Machsträger, welche diesen Diskurs der Ausgrenzung hervorbringen und in Praktiken der Einwanderungspolitik und der multikulturellen Sozialarbeit institutionalisieren. Erst dieser Prozess der „Ethnisierung“ (im angelsächsischen Raum häufig: „racialization“) und u.U. die reaktiv darauf erfolgende „Selbsthethnisierung“ der Immigranten schaffen jene kulturellen Barrieren, welche die „Integrationspolitik“ dann zu überwinden vorgibt. Bevor diese Ethnisierung einsetzt, sind keine substanziellen ethno-kulturellen Differenzen auszumachen: Immigranten sind wie andere Gesellschaftsmitglieder vorwiegend durch ihre Rollenposition definiert, zeichnen sich durch entsprechende sub-kulturelle Alltagspraktiken aus und pflegen Beziehungsnetzwerke quer über ethnische Grenzen hinweg.

Inzwischen gehört diese Ethnisierungsthese zum Standardrepertoire in den sozialwissenschaftlichen Analysen der Immigrationsfrage und dominiert insbesondere in der jüngeren Generation die Argumentation. In einer Parallelbewegung wurde in vielen Ländern die Integrationspolitik als allgemeine Sozialpolitik mit migrantenspezifischem Fokus umdefiniert, teilweise explizit um der Kritik entgegenzuwirken, der Multikulturalismus leiste der Verwesentlichung und Verdinglichung kultureller Differenzen Vorschub.

Erstaunlich ist, wie wenig in dieser Debatte bisher empirisch argumentiert wurde. So ist kaum erforscht, wie die Eingewanderten selbst kulturelle

Differenzen wahrnehmen und welche Strategien der Gruppenbildung sie verfolgen (vgl. Waldinger 2000:17) – obwohl sowohl der Multikulturalismus wie die Ethnisierungsthese diesbezüglich präzise empirische Aussagen machen. Zwar liegen viele empirischen Arbeiten zur ethnischen Identität (etwa Werbner 1990) oder zu Beziehungsnetzwerken von spezifischen Immigrantengruppen (vgl. Esser 1990, Alpheis 1990, Scourby 1980) vor, doch sind diese von der Untersuchungsanlage her meist nicht dazu geeignet, die hier aufgeworfene Fragestellung zu beantworten. Die Forschungsstrategie ist üblicherweise zu eng mit der einen oder der anderen Sichtweise verzahnt, um in der Debatte zwischen Multikulturalismus und Ethnisierungsthese einen empirischen Positionsbezug zu ermöglichen. So gehen etwa die zitierten Arbeiten von Werbner über „die Pakistanis in Manchester“ oder jene Essers über „interethnische Freundschaften“ zwischen Türken/Jugoslawen und Deutschen bereits in der Untersuchungsanlage davon aus, dass ethnische Gruppen die relevanten sozialen Einheiten sind. Umgekehrt ist Bukows (1993) Studie über immigrierte Kleinunternehmer von vorneherein so angelegt, dass Beziehungen von Türken zu Türken als Folge der „Selbsthethnisierung“ und diese wiederum als Reaktion auf die Stigmatisierung durch die Mehrheitsgesellschaft interpretiert werden müssen. Eine bemerkenswerte Ausnahme stellt die Untersuchung von Kissler und Eckert (1990) zur Kölner Südstadt dar. Die Autoren untersuchten, wie dieses soziale Feld aus der Sicht der Alteingesessenen, von Mitgliedern der Alternativszene sowie Immigranten betrachtet wird. Sie orientierten sich dabei an Norbert Elias' Konfigurationsanalyse und kamen zum beachtenswerten Ergebnis, dass die von Elias herausgearbeitete, transethnische Unterscheidung zwischen Etablierten und Außenseitern auch für die Bewohner dieses Immigrantenquartiers Gültigkeit hat. Die Untersuchung zielt allerdings auf einen ganz anderen Diskussionszusammenhang und sucht keine Positionierung im Feld der Multikulturalismus-Debatte.

Am nächsten kommt unserer Fragestellung noch Gerd Baumanns (1996) Arbeit über ein Quartier in London. Er untersuchte die Wahrnehmung der sozialen Umwelt durch Jugendliche mit karibischem und südasiatischem Hintergrund. Zu seinem eigenen Erstaunen spielten Kategorien, welche dem „offiziellen“ multikulturalistischen Diskurs nahe kommen („Afro-Caribbean“, „Muslim“, „British“ etc.) eine weit größere Rolle als er ursprünglich angenommen hatte. Auf der anderen Seite sind situationspezifisch und je nach diskursivem Kontext

¹ Aus sprachökonomischen Gründen habe ich im ganzen Text darauf verzichtet, geschlechtsneutrale Formulierungen zu verwenden. Falls nicht anders vermerkt, sind jeweils Personen beiderlei Geschlechts gemeint.

auch nicht-ethnische Kategorien wie beispielsweise eine spezifische Siedlung oder die Nachbarschaft von Relevanz. Seine Untersuchung bleibt allerdings auf die diskursiven Aspekte der Gesamtproblematik beschränkt und bezieht Gruppenbildungen im Beziehungsalltag nicht mit ein.

2. Untersuchungsanlage und Begriffsinstrumentarium

Die Forschung, über welche hier berichtet werden soll, zielte darauf ab, mit einer neuen Untersuchungsanlage eine Antwort auf die empirischen Fragen zu geben, welche die Debatte zwischen Multikulturalismus und Ethnisierungsthese aufwirft: Spielen ethnisch-kulturelle Differenzen eine Rolle in der Art und Weise, wie die Akteure Gruppenzugehörigkeiten definieren und ihr soziales Umfeld klassifizieren? Ist auf der Ebene alltäglicher Beziehungsstrukturen tatsächlich ethnische Gemeinschaftsbildung festzustellen? Um die Existenz ethnisch-kultureller Kategorien und Gruppen nicht bereits im Untersuchungsdesign festzuschreiben, wählten wir, hierin den Studien von Baumann sowie Kissler und Eckert folgend, räumliche Beobachtungseinheiten, nämlich drei Immigrationsquartiere. Im Gegensatz zur multikulturalistischen Vorgehensweise wurde also nicht die „community“ beispielsweise „der Jugoslawen“ oder „der Pakistani“ in Analogie zur ethnologischen Feldstudie in einem Bauerndorf untersucht, sondern die Interaktion verschiedener Gruppierungen im selben sozialen Feld. Da wir ursprünglich vermuteten, dass die Dynamik von kategorialer und sozialer Einbindung und Ausgrenzung entscheidend von den sozialräumlichen Verhältnissen abhängt, also letztlich auch von der Position einer Stadt im nationalen und globalen Wirtschafts- und Sozialgefüge, untersuchten wir je ein Quartier in Basel, Bern und Zürich. Die Forschungen in Basel wurden von Rebekka Ehret durchgeführt, die in Bern von Angela Stienen und jene in Zürich von Dieter Karrer. In jeder Stadt wurde jeweils ein City-nahes Wohnquartier mit hohem Ausländeranteil aus der Perspektive der Eingewanderten wie der Altansässigen erforscht. In Basel entschieden wir uns für das St. Johann-Quartier, in Zürich für die Hard und in Bern für das Nordquartier (Breitenrain, Breitfeld, Lorraine).²

² Das Forschungsteam untersuchte zuerst die sozialräumliche Dynamik in diesen drei Quartieren: die Veränderung der sozial-demographischen Zusammensetzung und verschiedener Segregationsmasse, die Funktion von „Einstiegszonen“ in diese Quartiere und den Prozess der eth-

Auf der anderen Seite wollten wir der gegenwärtig in der Migrationsforschung sich abzeichnenden Tendenz, soziale Interaktionsfelder räumlich zu definieren und damit die Raumdimension sozialer Strukturbildung zu verabsolutieren, durch einen individuumsbezogenen Forschungsteil entgegenwirken. Denn dass räumliche Nähe nicht mit sozialer Interaktion gleichzusetzen ist und ethnische Konzentration umgekehrt nicht soziale Isolation bedeuten muss, haben bereits ältere Arbeiten gezeigt (Alpheis 1990). Über diesen individuumszentrierten Forschungsteil möchte ich in dem vorliegenden Artikel zusammenfassend berichten. Im Zentrum des Interesses stand die Art und Weise, wie die Quartierbewohner die Veränderungen wahrnahmen, welche sozialen Kategorien bei dieser Beschreibung von Bedeutung waren und welche soziale Beziehungsmuster von Akteuren in diesen „multikulturellen“ Umgebungen geknüpft wurden. Methodisch kamen Leitfadenterviews sowie Netzwerkanalysen zum Zuge.

Netzwerkanalysen dienen der Erfassung alltäglicher Beziehungsstrukturen, sie haben in der Urbananthropologie eine gewisse Tradition (vgl. Hannerz 1980, Kap. 5; Rogers und Vertovec 1995:15–21) und sind für die Beschreibung von sozialen Feldern besonders geeignet. Für unsere Zwecke kam v. a. der Typus der „persönlichen Netzwerke in großen Sozialsystemen“ in Frage, welche geographisch über den Wohnort hinausreichen (dazu Schweizer 1989:203ff.). Soweit bekannt begingen wir damit neue Wege in der Migrationsforschung, da Netzwerkanalysen bislang nur im Zusammenhang mit Wanderungsverhalten und -pfaden eingesetzt wurden (siehe z. B. Bauer/Zimmerman 1997, Koser 1997, Moretti 1999).

Aus forschungspragmatischen Gründen beschränkten wir uns auf eine nichtrepräsentative Auswahl von insgesamt 77 Personen.³ Die Befragten sollten zu je einem Drittel schweizerischer, italienischer und türkischer Herkunft sein. Immigranten türkischer Herkunft schienen uns eine ideale Bezugsgruppe darzustellen, weil sie im Vergleich zu den italienischen Immigranten als fremder gelten, ihre

no-demographischen Umschichtung. Dieser Teil der Untersuchung ist nicht Gegenstand dieses Artikels (vgl. der Schlussbericht von Wimmer, Karrer, Stienen und Ehret 2000).

³ Der zwischenzeitlich verstorbene Prof. Thomas Schweizer war uns bei der Entwicklung der Untersuchungsanlage für die Netzwerkstudie behilflich. Frau Dr. Pauli, ebenfalls aus Köln, half uns, ein technisches Problem bei der Eingabe der Netzwerkdaten zu lösen, wofür ich ihr an dieser Stelle herzlich danke.

Migrationsbiographien jedoch mit jenen italienischer Immigranten vergleichbar sind. In derselben Absicht, die Zahl der variierenden Faktoren zu minimieren, wurden nur Angehörige der Arbeiter- und Angestelltenschicht oder kleine Gewerbetreibende ins Sample aufgenommen. Schließlich beschränkten wir die Auswahl auf Personen, welche seit mindestens drei Jahren im Quartier wohnen, damit die Möglichkeit quartierbezogener sozialer Interaktionen überhaupt gegeben ist. Dagegen variierten Geschlecht (die Hälfte der Befragten waren Frauen) und Generation: jeweils die Hälfte der Interviewpartner sollten der ersten Generation von Immigranten angehören respektive bei Schweizern der entsprechenden Altersgruppe. In Abweichung von den traditionellen Netzwerkstudien wollten wir auch „losere“ Beziehungen außerhalb des Kernbereichs von Vertrauenspersonen erfassen, weshalb wir nach regelmäßigen Treffen und Kontakten fragten, bei denen nicht notwendigerweise die Intima des persönlichen Lebens besprochen werden. Wir schlossen jedoch institutionengebundene Kontakte (am Arbeitsplatz, in Vereinen) aus, nicht jedoch Beziehungen privater Art, welche in solchen Kontexten entstanden.

Parallel zur Erhebung der Netzwerkdaten wurde auf der Basis von Leitfadeninterviews untersucht, wie die Informanten die soziale Lebensumwelt wahrnahmen und welche Klassifikationen dabei zum Zuge kamen: ethnische Gruppierungen (z. B. „Italiener“, „Türken“, „Schweizer“), Staatsbürgergruppen („Schweizer“, „Ausländer“), soziale Klassen („Arbeiter“, „Angestellte“) etc. Auch für diesen Untersuchungsschritt konnte auf eine reiche soziologische (vgl. Karrer 1998) und sozialanthropologische Erfahrung zurückgegriffen werden, die mit der Analyse von Kategorienbildung im Rahmen von Netzwerkstudien und Figurationsanalysen gemacht wurde (Rogers/Vertovec 1995). Die Auswahl der insgesamt rund dreißig Interviewpartner erfolgte aufgrund pragmatischer Erwägungen (Sprachkenntnisse) und auf der Basis der Bekanntschaften, die sich durch die Netzwerkstudie ergaben.

An dieser Stelle ist es angebracht, einige Vorbemerkungen betreffend des theoretischen Bezugsrahmens sowie der Interpretations- und Analyseverfahren anzubringen, welche in diesem Aufsatz zum Zuge kommen werden. Als theoretischer Hintergrund figuriert eine auf Bourdieus Habitusbegriff aufbauende Kulturtheorie, die ich in den letzten Jahren entwickelt habe (Wimmer 1996). Im vorliegenden Kontext sind drei Theorieelemente von besonderer Bedeutung. Unter Habitus verstehe ich eine Reihe kognitiver Schemata, welche – in der

Nachfolge der Schematheorie – als Netzwerk von miteinander verknüpften Bedeutungen definiert sind (cf. Strauss/Quinn 1997).⁴ Die Kategorien, in welchen die Quartierbewohner ihre soziale Umwelt beschreiben, werden durch solche habituelle Schemata zueinander in Beziehung gesetzt und gruppiert. Die Struktur dieser Schemata lässt sich über interpretative Verfahren aus den Leitfadeninterviews herausarbeiten, wobei als Test für die Validität des Konstrukts die möglichst große Zahl von Kategorisierungen gilt, welche sich plausibel als Produkte des Schemas interpretieren lassen. Bei diesem Interpretationsverfahren kommen die Begriffe Variation und Transformation zur Anwendung: Ein Schema kann eine Reihe unterschiedlicher, aber aufgrund der gemeinsamen Abteilungsstruktur ähnlicher Kategorisierungssysteme hervorbringen. Verwandte Kategorisierungen können demnach als Variationen über ein Grundschema – das

⁴ Die Schematheorie eignet sich m. E. hervorragend, um das Habitus-Konzept empirisch zu konkretisieren. Der kognitionspsychologischen Forschung folgend sind kognitive Konzepte in nichtsprachlicher Form abgespeichert. Sie bestehen aus einem lose und offenen Netzwerk von Informationen, aus einem mentalen Modell, das auf prägenden Erfahrungen mit „best exemplars“ beruht. Diese Netzwerke sind isomorph mit den allgemeineren „scripts“ and „schemata“ ..., chunked networks of loose procedures and understandings which enable us to deal with standard and recurring situations“ (Bloch 1991:184). Die Schemata werden, so wie der Habitusbegriff dies vorsieht, in der Erfahrung mit und durch die Praxis in der äusseren Welt gewonnen. Untersuchungen über die Aneignung von Expertenfähigkeiten (Autofahren, Schachspielen etc.) haben gezeigt, dass dieses Wissen nicht in aussagenlogischer Form „gespeichert“ wird („wenn A eintritt, tust Du B, wenn C, dann D“ etc.), sondern dass ein spezifischer Apparat, bestehend aus solchen Skripten und Schemata, entwickelt wird, der in nichtsprachlicher Form memoriert wird und eine schnelle Reaktion, ein effizientes Lernen und Verarbeiten der relevanten Information sowie eine neurologisch sparsame Speicherung der Erfahrung ermöglicht. Auch die neurologische und die Computersimulationsforschung haben inzwischen vom aussagenlogischen und digitalen zu einem Forschungskonzept gefunden, in dem Modelle von vorbewussten und nichtsprachlichen Netzwerken neuronaler Verbindungen eine zentrale Rolle spielen (ebd.: 190f.). In unserem Zusammenhang sind schließlich auch jene neueren Arbeiten von Interesse, welche die in den kognitiven Schemata enthaltenen Motivationen und Handlungsziele untersuchen (siehe d'Andrade/Strauss 1992). Alle diese Studien konkretisieren die Vorstellung eines Habitus, der, aufbauend auf neuronalen Netzwerken, aus mentalen Modellen, Skripten und Schemata besteht, mit deren Hilfe Situationen und Informationen gemäß bereits gemachten Erfahrungen evaluiert sowie Handlungen und Klassifikationen generiert werden.

selbst nicht direkt abfragbar ist – interpretiert werden (vgl. Wimmer 1995). Das Grundschema selbst kann sich über eine Reihe von strukturalen Operationen (Umkehrung, Spiegelung), welche von der kognitiven Anthropologie her bekannt sind, in eine neue, modifizierte Struktur wandeln. In diesem Fall sprechen wir von Transformation. Variation und Transformation sind kognitive Operationen, welche physisch über die Aktivierung neuronaler Netzwerke erfolgen.

Zweitens gehe ich davon aus, dass diese Schemata an soziale Positionen angepasst sind, d.h. aufgrund von Verinnerlichungs- und Optimierungsmechanismen auf die individuelle Ausstattung mit Ressourcen zugeschnitten werden. Je nach ökonomischem, sozialem, kulturellem und symbolischem Kapital⁵ (technischer: Einkommen, Beziehungsmacht, Bildung und Prestige) wird ein milieuspezifischer Habitus herausgebildet, organisiert in einer Reihe von Schemata, welche Weltbeschreibungen und Handlungsstrategien koordinieren. Diese treffen drittens auf die diskursiven Beschreibungen und Strategien anderer Akteure, so dass ein Prozess des Aushandelns von Bedeutungen und Kooperationsangeboten erfolgt, in dessen Folge u.U. kulturelle Kompromisse erzielt, Regeln des Zusammenspiels institutionalisiert und durch soziale Abschließungsprozesse Gruppen gebildet werden, welche sich dann an den alltäglichen Beziehungsnetzwerken ablesen lassen.

Sowohl die Beschreibungskategorien wie auch die Netzwerkstrategien, welche in dieser Untersuchung zur Debatte stehen, können also als Produkte spezifischer habitueller Dispositionen betrachtet werden. In den hier fokussierten Diskussionszusammenhang übersetzt lautet die Frage demnach, ob je ethnien-spezifische kognitive Schemata und Netzwerkstrukturen auszumachen sind (etwa weil kulturelles Kapital nur innerhalb einer Ethnie Gültigkeit hat, vgl. Esser 1999) oder ob die geteilte soziale Lage (ökonomisches und politisches Kapital) ähnliche Kategorisierungen und Netzwerkstrategien hervorbringt. Diese Begrifflichkeit dient im vorliegenden Aufsatz als nicht weiter expliziertes Instrumentarium, um die Leitfadeninterviews wie auch die Netzwerkdaten auf diese Fragestellung hin interpretieren zu können. Angesichts der geringen Fallzahl und der Vorläufigkeit der Resultate kann Ziel der hier vorzutragenden Argumentation lediglich sein, eine Reihe von Hypothesen zu generieren, welche in weiterführenden Forschungen mit größerer Fall-

zahl oder auch in einer Triangulation mit anderen Methoden zu erhärten sind.

3. Soziodemographische Verschiebungen in Basel, Bern und Zürich

Nach diesen methodischen Vorbemerkungen gilt es nun zunächst, die Grundzüge der ethno-demographischen Transformation der drei Quartiere nachzuzeichnen, welche auch in der Sicht von deren Bewohner zentrale Bedeutung zukommt. Alle drei Stadtteile sind citynahe Altstadtquartiere, welche Ende des vergangenen Jahrhunderts im Umfeld der neu errichteten Bahnhöfe und der sich dort ansiedelnden Industrie gegründet wurden. Im Generationenverlauf etablierte sich ein stabiles Milieu der „einfachen Leute“, von Arbeitern, Handwerkern und kleinen Gewerbetreibenden. Alle drei Stadtteile erlebten nach dem zweiten Weltkrieg, wenn auch in unterschiedlichem Masse, einen strukturellen Transformationsprozess vom Arbeiter- zum Immigrantenviertel, ein Prozess, der durch den sozialen Aufstieg (und damit Wegzug) sowie die demographische Ausdünnung der einheimischen Arbeiterschicht ebenso befördert wurde wie durch den Zuzug von Ausländern, welche ebenfalls der Schicht von Hilfskräften und Facharbeitern zugehören und sich entsprechend in ähnliche Wohnlage einzumieten hatten (eine vollständige Analyse findet sich in Wimmer 2000b). Abbildung 1 gibt einen Überblick über diese Verschiebungen.

Die drei Quartiere unterscheiden sich lediglich im Grad, nicht aber in der grundsätzlichen Dynamik voneinander. In Bern scheinen die Entwicklungen im Vergleich zu Basel und Zürich zeitverzögert stattzufinden. Das dortige Untersuchungsgebiet weist einige Mittelschichtensprengel auf und ist vom Grad der sozialen Durchmischung her gesehen nur beschränkt mit Zürich und Basel vergleichbar. In Bern dominieren rein demographisch noch die Einwanderer der traditionellen Gastarbeiterwanderung (aus Italien und Spanien), während in Basel und Zürich die jüngeren Kohorten (aus Ex-Jugoslawien, der Türkei, Portugal sowie außereuropäischen Gebieten) gewichtiger sind, wie folgende Abbildung zeigt (Abb. 2).

Andere Untersuchungen und die Berechnung von Segregationsindizes zeigt, dass auch die ethno-nationale Segregation in Zürich deutlicher ist als in Basel und dort wiederum als in Bern (Wimmer 2000b). Diese Unterschiede bestätigen den allgemeinen Befund, dass in größeren Städten die soziale Segregation ausgeprägter ist, u.a. auch auf-

⁵Zum ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapital vgl. Bourdieu (1983), zum symbolischen Kapital Bourdieu (1985:37–42).

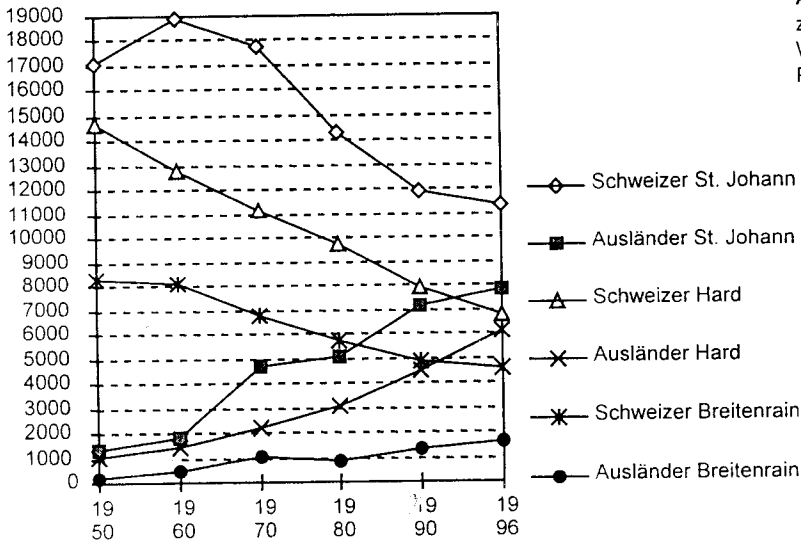


Abb. 1 Entwicklung der schweizerischen und ausländischen Wohnbevölkerung (in Anzahl Personen)

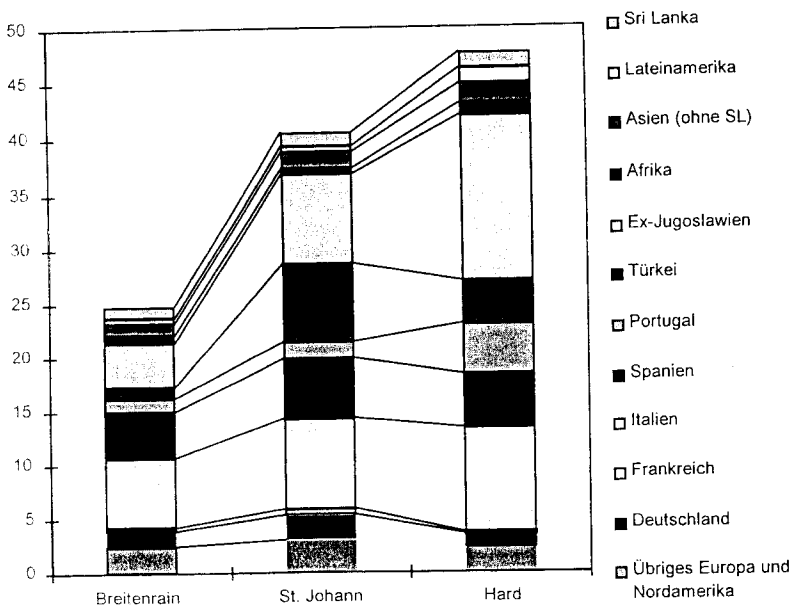


Abb. 2 Ausländische Staatsbürger in Prozent der Quartierbevölkerung, 1996

grund der dynamischeren Einwanderungssituation (Friedrichs 1998:171). Im Folgenden soll es aber weniger um diese strukturellen Verschiebungen gehen als vielmehr um die Art und Weise, wie diese durch die Bevölkerung wahrgenommen werden und welche Konsequenzen sie für das Geflecht alltäglicher Beziehungen zeitigen. Ich stelle zunächst einige Hypothesen bezüglich der Kategorien von Ein- und Ausgrenzung auf, welche bei der Beschreibung durch die Quartierbewohner zum Zuge kommen

(Abschnitt 4 und 5) und anschließend die Strukturen der Beziehungsgeflechte, die durch die Netzwerkanalyse ermittelt wurden (Abschnitt 6 bis 8).

4. Insider und Outsider – die Perspektive der Alteingesessenen

Ausgangspunkt soll die Perspektive der alteingesessenen Quartierbewohner darstellen, von denen eini-

ge bereits im Quartier geboren wurden oder zumindest seit Jahrzehnten hier wohnen. In der Erinnerung unserer Interviewpartner bestand in den fünfziger und sechziger Jahren ein dichtes, hochlokalisiertes Beziehungsgeflecht (Karrer, in Vorbereitung). Nachbarschafts- und Freundschaftsbeziehungen waren verhältnismäßig stabil, Institutionen wie Turn- und Sängervereine sowie insbesondere die Kirche verstärkten noch den Quartierbezug. Die relative soziale Homogenität der Quartierpopulation und die institutionalisierte soziale Kontrolle, welche sich in den Genossenschafts- und Arbeitersiedlungen etablieren konnte, scheint die Herausbildung eines spezifischen städtischen Unterschichthabitus ermöglicht zu haben, zu welchem auch das Schema der Ordnung gehört. Der „Einhaltung der Ordnung“ in der unmittelbaren räumlichen und sozialen Umgebung kommt im System der Verhaltensdispositionen, so lautet unsere Hypothese, sogar eine zentrale Rolle zu. „Ordnung halten“ umfasst nicht nur die klassischen „kleinbürgerlichen“ Tugenden wie Sauberkeit, Pünktlichkeit und Ruhe, sondern auch stabile soziale Beziehungen und Bezüge im überschaubaren Umfeld des Quartiers. Entsprechend des niedrigen Volumens an ökonomischem, politischem und kulturellem Kapital, über das die durchschnittlichen Bewohner dieser Quartiere verfügten, scheint auch der räumliche Aktionsradius beschränkter als bei der ökonomischen und der Bildungselite. Räumliche, soziale und identifikatorische Nähe fielen hier zusammen. Die lebensweltlichen Bezüge – mit Ausnahme jener rund um den Arbeitsplatz – waren gleichsam auf den Quartierraum hin gebündelt.⁶ Die Grundzüge dieses Schemas entsprechen weitgehend jenem, das Norbert Elias in den sechziger Jahren beschrieben und eindringlich präzise analysiert hat (Elias/Scotson 1993).

Der Stigmatisierung der Quartierbewohner durch sozial Höhergestellte, die sich in Ausdrücken wie „Scherbenquartier“ (Assoziation zu Alkoholismus und Gewalt) oder „Chreis Chaib“ (etwa: „Pferdekadaver-Distrikt“) widerspiegeln, wurde durch Bindendistinktion abgewehrt⁷ und durch den Verweis

⁶ Auch in Bern konnte ein ähnliches Muster nachgewiesen werden, allerdings scheint dort der Bezug auf den Nahraum des Wohnumfeldes weniger ausgeprägt zu sein als in Zürich (vgl. Stienen, im Druck). Dies hängt vielleicht damit zusammen, dass in Bern kaum Genossenschaftssiedlungen bestehen und dass das Untersuchungsgebiet von seiner sozialgeographischen Struktur her eher einem Flickenteppich entspricht. Die Grundzüge des Ordnungsschemas lassen sich jedoch auch hier finden.

⁷ In Zürich wird das eigene Quartier gegenüber dem angrenzenden Rotlichtdistrikt der Langstraße, in Bern ge-

auf die Allgemeingültigkeit der eigenen Ordnungsvorstellungen. „Ordnung halten“ im eigenen räumlichen und sozialen Umfeld stellte und stellt für die alteingesessene Unterschicht ein Kapital dar, dessen Wert gegen außen verteidigt und gegen innen abzusichern war. Wer „Ordnung hält“ erwarb Prestige und vermochte dieses auch in andere Kapitalien zu konvertieren: In den Zürcher Genossenschaften beispielsweise konnte in die oberen Stockwerke, in ruhigere Wohnungen mit besserer Innenausstattung umziehen, wer nach langen Jahren des Ordnungshaltens gezeigt hatte, dass er zum Kreis der moralisch Auserwählten gehörte (Karrer, in Vorbereitung).

Aus der Perspektive der alteingesessenen Arbeiter und gemäss ihren Erzählungen entsprechen die Veränderungen der letzten Jahrzehnte einem Verlust dieser Ordnung und – was noch schwerer wiegt – einer Entwertung des Ordnungsmusters insgesamt, denn Zugewanderte ebenso wie jüngere Schweizer und insbesondere die neu dazu gekommene Alternativszene erkennen diese Ordnung nicht an und sind nicht bereit, sich dieser einzufügen. Von den Alteingesessenen wird dies als Bedrohung des eigenen Lebensraums und der eigenen Identität empfunden.

Wenden wir uns nun den sozialen Klassifikationen zu, welche in den Situationsbeschreibungen aufscheinen, so zeigt sich, dass im Rückblick auf die letzten Jahrzehnte jeweils unterschiedliche Gruppen als besonders „problematisch“ erachtet werden. Es scheint, dass nicht die Staatsangehörigkeit (Schweizer versus Ausländer), sondern vielmehr die wahrgenommene Distanz zum zentralen Ordnungsparadigma diese Einschätzung bestimmt. Neuzugezogene Mitglieder der Alternativszene werden als ebenso „fremd“ und störend empfunden wie gewisse Einwanderergruppen. Sie gelten als Außenseiter, obwohl sie als geborene Schweizer ebenso den Etablierten zugeschlagen werden könnten wie die alteingesessenen Quartierbewohner, wäre die nationale Zugehörigkeit als Klassifikationsschema dominant. Dagegen zählen die italienischen und spanischen Arbeitsmigranten der ersten Welle weitgehend zu den Etablierten, denn sie fügen sich in die Welt des Geordneten und Anständigen ein. „Ausländer“ meint in diesem Milieu deshalb nicht Personen ohne Schweizerpass, sondern jene Immigranten, welche sich (noch) nicht in das etablierte Ordnungsschema integrieren konnten oder wollen (Karrer, in Vorbereitung).

genüber den „Ghettos“ der Neubausiedlungen in den westlichen Vororten (etwa Bümpliz) abgegrenzt.

Ordnung	Unordnung
Kontrolliert/kontrollierbar	unkontrolliert/unkontrollierbar
Anständig	Unanständig
Unsichtbar/unauffällig	Sichtbar/auffällig
Etabliert	Außenseiter
Angepasst	Unangepasst
Schema	
Soziale Kategorien	
Wir	Sie
Alteingesessene	Zugezogene
Arbeiter, Angestellte, Gewerbetreibende	Alternativszene
Alte	Junge
Schweizer, Italiener und Spanier Tamilen	„Ausländer“ (d. h. v. a. Kosovo-Albaner, Türken, Ex-Jugoslawen)

Darstellung 1 Normatives Schema und Gruppenklassifikation aus der Perspektive der Alteingesessenen

Das zentrale soziale Klassifikationsprinzip unterscheidet also zwischen in die Ordnung integrierten und diese bedrohenden Gruppen. Überspitzt formuliert ist entscheidender, ob der Hof sauber gehalten und die Hausordnung eingehalten wird, als ob eine Familie schwarz oder weiß, schweizerischen oder ausländischen Ursprungs ist. Einheimische Schweizer können ebenso zu den Außenseitern gezählt werden wie umgekehrt Ausländer zu den Etablierten. Der Grad der wahrgenommenen Assimilierbarkeit ins System der Ordnung scheint darüber zu entscheiden, ob eine spezifische Immigrantengruppe zu „uns“ oder zu „ihnen“, den Fremden und Störenden geschlagen wird. Die „kulturelle Distanz“, welche in der Populärwissenschaft oder auch in der Vorstellungswelt der politisch-administrativen Elite als Erklärungsmuster fungiert, spielt eine untergeordnete Rolle. So werden in allen drei Städten die tamilischen Einwanderer als insgesamt „anpassungsfähiger“ als die Einwanderer aus der Türkei oder aus Ex-Jugoslawien betrachtet.

Das grundlegende kognitive Schema und die von diesem hervorgebrachte Kategorisierung sozialer Gruppen können in einer Darstellung zusammengefasst werden (Darstellung 1). Sie gibt in der oberen Hälfte die grundlegenden normativen Oppositionspaare wieder (Ordnung versus Unordnung, Etabliert versus Außenseiter etc.), ohne diese allerdings in eine hierarchische Reihenfolge zu bringen. In der

unteren Hälfte ist die dichotomisierende Kategorisierung von Gruppen wiedergegeben (Alte versus Junge, Alteingesessene versus Zugezogene etc.), wiederum ohne eine hierarchische Ordnung dieser Paare zu implizieren. Unserer Hypothese zufolge stellt die Gruppenklassifikation eine Ableitung aus dem normativen Schema dar: diejenigen Personen, welche aufgrund ihres Verhaltens als unordentlich, unkontrolliert, unangepasst etc. wahrgenommen werden, werden der Gruppe der anderen zugeordnet.

Diese Gruppenklassifikation entspricht übrigens weitgehend jener, die Kissler und Eckert (1990) aufgrund einer ähnlichen Forschungsanlage für die Kölner Südstadt nachgewiesen haben. Ebenso wie in Köln wird auch in den drei Schweizer Quartieren diese Sichtweise von den alteingesessenen italienischen und spanischen Arbeitsmigranten geteilt – wovon nun die Rede sein soll.⁸

⁸ Allerdings scheint es, dass wie in Köln die alltäglichen Kontakte zwischen Alternativszene und „etablierten“ Ausländern beispielsweise im Rahmen der Umnutzung von Höfen und Innengärten zu ausgelagerten Sommerwohnzimmern größer sind, als es dieses Klassifizierungsprinzip erwarten ließe. Differenzierend ließe sich weiter anmerken, dass in Bern das Gefühl des Zerfalls der Ordnung zwar ebenso ausgeprägt ist wie in Zürich, sich aber weniger auf den unmittelbaren Quartierraum bezieht, sondern auf einen allgemeinen, nicht unbedingt lokalisier-

5. Variation und Transformation: Die Sicht der Zugewanderten und ihrer Kinder

Bei italienischen wie türkischen Immigranten sind allerdings auch feine und gröbere Unterschiede zur Sicht der alteingesessenen Schweizer auszumachen. Italienische wie türkische Einwanderer der ersten Generation scheinen sich noch vehementer gegenüber den jüngeren Immigrationskohorten insbesondere aus Ex-Jugoslawien oder aus außereuropäischen Ländern abzugrenzen als Schweizer. Die Gruppenkategorisierung wird um eine weitere Dimension erweitert, nämlich indem zwischen legitimen und illegitimen Immigranten unterschieden wird. Grundlage für diese Hierarchisierung ist das Ideal eines reziproken Tauschs zwischen Einwanderern und Gastland: Die Arbeitsmigranten haben „der Schweiz“ ihre Arbeitskraft zur Verfügung gestellt, ja meist gar ihre Gesundheit geopfert und sich in einem harten, schmerzhaften Lernprozess in die „bestehende Ordnung eingepasst“. Im Gegenzug erhielten sie ein stabiles Einkommen, nach langen Jahren schließlich auch Niederlassungs- und Sozialrechte. Nicht immer wird allerdings dieser Tausch als gelungen empfunden. In vielen Fällen herrscht Verbitterung gerade darüber, das Erreichte nun mit Asylsuchenden und Flüchtlingen teilen zu müssen, welche für diese Leistungen keine Gegenleistung entrichten. Flüchtlinge und allgemein die neueren Immigrationskohorten sind gemäß dieser moralischen Ökonomie des Reziprokentauschs nicht nur Quelle von Unordnung, Unanständigkeit, Gewalt und Schmutz, sondern auch Profiteure eines Wohlfahrtsystems, zu dessen Etablierung sie nichts beigetragen haben.⁹

Bei türkischen Immigranten der ersten Generation wird die Entrüstung über die Neuzugewanderten noch dadurch gesteigert, dass diese die Stigmatisierung der eigenen Gruppe als Muslime und als Türken verstärken und auf diese Weise das hart erkämpfte symbolische Kapital des „Anstands“ zu entwerten drohen. Allerdings stehen ihnen als Muslime auch noch andere Klassifikationsmodi zur Verfügung, welche weder Schweizern noch Italienern

ten Prozess (Stienen, im Druck). Dies hängt wiederum mit dem Patchwork-Charakter des Untersuchungsgebietes und der entsprechend „fleckigen“, nicht flächigen Struktur des Umgestaltungsprozesses zusammen.

„Diese Figur des Neuimmigranten als Schmarotzer im Wohlfahrtsstaat, zu dessen Etablierung die Alteingesessenen harte Arbeit und hohe Steuerleistungen erbracht haben, gehört allerdings auch zum diskursiven Repertoire von Schweizern, wie insbesondere die Interviews in Bern deutlich machen (Stienen, im Druck).

zugänglich sein und plausibel erscheinen können. Für einige ältere Immigranten türkischer Abstammung stellte die Revitalisierung und aktive Aneignung des Islams eine Reaktion auf die Unübersichtlichkeit und die mannigfaltigen moralischen Gefährdungen des Lebens in einer westeuropäischen Stadt dar (Karrer, in Vorbereitung). Je nach Schulbildung und je nach persönlicher Neigung fungiert dann der Islam als mehr oder weniger ausgeformtes und ausformuliertes, „orthodoxes“ oder heterodoxes Orientierungsmuster (vgl. Schiffauer 2000).

Dieses Klassifikationsmuster schließt an dasjenige etablierter Schweizer und Italiener fast nahtlos an, auch in der Selbstwahrnehmung religiöser Türken, und lässt sich deshalb als eine der möglichen Ableitungen des Schemas „Ordnung-Unordnung“ interpretieren.¹⁰ Allerdings hat diese Variation Konsequenzen für die Zuordnung von Gruppen: Da die Differenzierungen zwischen anständig und unanständig sowie zwischen kontrolliert und unkontrolliert gemäss einer religiös gefärbten Logik erfolgen und zu einer moralischen Zentraldimension zusammengefasst werden, sind beispielsweise gläubige Muslime aus dem Balkan, auch wenn sie erst kürzlich zugewandert sind und die entscheidenden Assimilationsschritte aus der Sicht der etablierten Türken noch nicht gemacht haben, ebenfalls der eigenen Gruppe zuzuordnen.

Damit habe ich die Perspektive der ersten Generation und der alteingesessenen Schweizer als in Variationen erfolgende Ableitung aus einem gemeinsamen Grundschema zu charakterisieren versucht. Weitere solche Modifikationen lassen sich beschreiben, je nach Struktur und Umfang des ökonomischen, sozialen, kulturellen und symbolischen Kapitals einer Person und der persönlichen (Migrations-)Geschichte. Auf diese Feinheiten und Differenzierungen kann hier nicht eingegangen werden, sie werden in den Einzelforschungen *in extenso* dargelegt und interpretiert.¹¹

¹⁰ Einige Informanten betonten, dass die „anständigen Schweizer“ mit der charakteristischen Hochschätzung für Arbeit, Sauberkeit, Ordnung, Anständigkeit und andere „kleinbürgerlichen Sekundärtugenden“ im Grunde genommen dem islamischen Ideal der „guten Lebensführung“ sehr nahe kämen (Karrer, in Vorbereitung), und in der Tat lassen sich gerade die strenggläubigen Varianten des Islam in der Emigration als eine Art „Protestantisierung“ des ländlich-heterodoxen sunnitischen Glaubens interpretieren.

¹¹ So spielt erwartungsgemäss das Thema „Wohlfahrtsstaat“ aus der Sicht einer Sozialhilfeempfängerin aus Bern eine andere Rolle als aus jener der hochassimilierten türki-

In der zweiten Generation sind grundlegendere Abweichungen vom bisher beschriebenen Schema festzustellen. Während die jüngeren Schweizer dazu neigen, das Modell der Eltern zu reproduzieren, scheint sich die Sichtweise von Immigrantenkindern teilweise erheblich von jener ihrer Eltern zu unterscheiden. Bei einigen Kindern türkischer Eltern erfolgt, aufgrund der Tatsache, dass sie sowohl von Schweizern wie von etablierten Italienern als Muslime dem Reich der Unordnung zugeschrieben und mit albanischen und bosnischen Einwanderern gleichgesetzt werden, eine teilweise radikale Identifikation mit der Perspektive der Schweizer. Auf diese Weise soll die diskriminierende Zuordnung gleichsam unterlaufen und durch das Aufgehen in der Mehrheitsgruppe entsprechendes symbolisches Kapital erworben werden.¹² Teilweise resultieren

schon Familie Kara, in der alle einer Arbeit nachgehen (Stienen, im Druck). Interessant an der Gegenüberstellung von solchen Beispielen scheint mir, dass selbst Personen, welche von vielen Etablierten als „Aussenseiter“ klassifiziert werden, nämlich die alleinerziehende Sozialhilfempfängerin oder die türkische Familie, dasselbe Schema der Klassifikation reproduzieren, sich selbst aber jeweils zu den Etablierten rechnen. Das Schema ist also flexibel genug, um unterschiedliche ethnische Spezifikationen der zentralen Dichotomie (Position von Türken) sowie unterschiedliche Dimensionen derselben (Beziehung zum Wohlfahrtsstaat) inkorporieren zu können. Weiter sind geschlechtsspezifische Variationen zu verzeichnen: So spielt die Figur des sexuell aggressiven, bedrohlichen fremden Mannes muslimischen Glaubens im Ausgrenzungsdiskurs von Frauen erwartungsgemäß eine andere Rolle als in jenem von Männern. Bei einigen Frauen, welche in Bern betragt wurden, wird die Vorstellung von Unkontrolliertheit, Unanständigkeit, Un- oder Doppelmoral sehr ausgeprägt mit dem männlichen Geschlecht assoziiert (Stienen, im Druck).

In einem Fall aus Zürich führte dies zu einer markanten Distanzierung von allem, was auch nur entfernt mit dem Islam in Verbindung zu bringen ist. Resultat dieser Absetzung ist eine Sicht auf die soziale Welt, in der ethnisch-nationaler Herkunft oder Religion eine kaum mehr erkennbare Bedeutung zukommt und universalistische Kategorien wie Beruf, subkulturelle Differenzierungen etc. dominieren (Karrer, in Vorbereitung). Ähnliche Konstellationen lassen sich bei zwei jungen Frauen mit türkischem Hintergrund in Bern finden. Beide distanzieren sich, aus unterschiedlichen biographischen Gründen, vom weiblichen Rollenmodell des türkischen Familien- und Freundeskreises. Zwar reproduzieren sie eine ethnische Klassifikation: mit „eigenen Leuten“ sind in ihren Erzählungen immer Türken gemeint, und wie beim jungen Mann aus Zürich wird Türkischsein auch hier mit Islam, strengem Sittenkodex, hoher sozialer Kontrolle etc. assoziiert. Aber in der Abgrenzung von der eigenen Zuordnung zu dieser Gruppe (als untypisch etc.) und der Be-

aber auch andere Klassifikationsmodi, etwa die Unterteilung in Gruppenmenschen und Individualisten, welche sich nicht mehr vom Grundschemata ableiten lassen.

Bei den Quartierbewohnern, deren Eltern von Italien eingewandert waren, finden wir wiederum ein anderes Klassifikationsmuster. Die italienische Gruppe wird inzwischen von der dominanten Deutschschweizer Bevölkerung dem sozialen „Wir“ zugeschlagen, und *Italianità* ist auch bei der Deutschschweizer Mittelschicht hoch im Kurs. Die berufliche und schulische Integration der zweiten Generation verlief weitgehend erfolgreich (vgl. Bolzmann et al. 2000), und die Immigrantenkinder aus Italien stellen die größte Gruppe innerhalb der zweiten Generation. Die „Secondi“ haben ein entsprechend ausgeprägtes Selbstbewusstsein entwickelt, das sich in einer eigenen Subkultur und einer markanten Gruppenidentität niederschlägt. Man kann ihre Sicht auf die soziale Welt als eine Gegenposition zur dominanten Klassifikationsweise der schweizerischen Unterschicht interpretieren, als Umkehrung der Wertungen bei gleichzeitiger Verschiebung der Gruppengrenzen.

Die Unordnung mit ihren Attributen unkontrolliert, unanständig, auffällig, unangepasst etc. wird umgewertet in eine positiv konnotierte Domäne lateinischer Improvisationskunst, Spontaneität und Herzlichkeit. Sie kommt in einer selbstbewussten und respektheischenden Lebensführung im Zeichen individueller Selbstbestimmung zum Ausdruck. Gegenüber der „stieren“ Kultur der proletarisch-kleinbürgerlichen Schweizer wird die freiere, kommunikativere und lustbetontere Lebensweise der Südeuropäer beschworen.¹³ Dass dabei nicht nur die eigene Gruppe der „Secondi“, sondern auch die zweite Generation von spanischen, portugiesischen, griechischen etc. Einwanderern zum weiteren „Wir“ der lateinisch Legeren gezählt wird, scheint

tonung anderer Dimensionen sozialer Differenzierung (beispielsweise zwischen den Geschlechtern) werden diese Klassifikationen als Zumutung und als Belastung und Bedrohung zurückgewiesen. Viel eher fühlen sie sich all jenen Menschen zugehörig, welche sich von überkommenen Rollenmustern zu befreien versuchen und ihre Erfahrung kulturellen Grenzgängertums teilen (Stienen, im Druck).

¹³ Dies entspricht durchaus der symbolischen Umkehrung, welche bei vielen Schweizer Mittelschichtlern im Verhältnis zu „fremden Kulturen“, insbesondere auch aus dem Süden Europas, zu beobachten ist. Insofern ist die Umkehrung eher als Teil einer allgemeinen „postmaterialistischen“ Grundorientierung zu sehen, welche im Falle der Kinder italienischer Einwanderer eine ethnisch-kulturelle Tönung erhält.

Ordnung Kontrolliert/Kontrollierbar Anständig Unsichtbar/unauffällig Etabliert Angepasst	Improvisation Spontan (Erotisch) Attraktiv Selbstbewusst/originell Respektgebührend Individualistisch <i>Schema</i>	Unordnung Unkontrollierbar Unanständig Auffällig Aussenseiter Unangepasst
Sie Alteingesessene Alte Schweizer	<i>Soziale Kategorien</i> Wir Zweite Generation Junge „Secondi“ (Italiener, Spanier, Portugiesen der 2. Generation)	Sie Neue Zuwanderer Ex-Jugoslawien Albaner, Türken

Darstellung 2 Annäherung an das Wahrnehmungsschema von Kindern italienischer Einwanderer

besonders bemerkenswert.¹⁴ Wenig überraschend verschwinden durch diese Um- und Aufwertung des kulturell Fremden die Kategorie der Außenseiter und die entsprechenden Zuschreibungen und Attribute nicht: Die Abgrenzung gegenüber den neuen Einwandererkohorten fällt im Vergleich zu den eigenen Eltern oder den alteingesessenen Schweizern zwar weniger massiv aus. Die Dichotomisierungen und Negativkonnotationen fügen sich aber durch aus dem dominanten Klassifikationsmuster ein.

Vielleicht ließe sich deshalb das gesamte System von Ein- und Ausgrenzungen als eine einfache Transformation des Ordnungsschemas darstellen, das zum einen durch die Umwertung von dessen Negativpol entsteht, zum anderen durch die Übernahme von dessen Exklusionsprinzipien gegenüber außenstehenden Dritten, so dass wir folgende Darstellung erhalten (Darstellung 2).

In der Zusammenschau lässt sich ein Konkurrenzfeld unterschiedlicher Klassifikationsmodi beobachten: verschiedene Arten und Weisen, symbolisches Kapital zu definieren und unter unterschiedlich definierte Gruppen aufzuteilen. Vier Charakteristiken dieses Feldes stechen besonders ins Auge. Kaum überraschend wird – von einigen Fällen von Negativ-

identifikation bei Kindern türkischer Einwanderer abgesehen – die eigene Gruppe jeweils am höchsten platziert, und sie zeichnet sich im Verhältnis zu anderen durch überwiegend positiv bewertete Eigenschaften aus. Zweitens kommt offiziellen staatsbürgerlichen Kategorien (Ausländer-Schweizer) oder großzivilisatorischen Konzepten (Westeuropa versus Rest der Welt, Christentum/Islam versus Heidentum) kaum eine Bedeutung zu. Ethnisch-nationale Kategorien (Italiener, Schweizer) spielen die Rolle nachgeordneter Klassifizierungen. Ihre Positionierung ergibt sich je nach dem wahrgenommenen Verhalten „typischer“ Gruppenmitglieder und dient nicht als primäres Klassifikationssystem. Alle Kategorisierungsmodi weisen deshalb eine ethno-kulturell heterogene Definition des „Wirs“ auf: {Schweizer, Italiener, Spanier} für junge und alte Schweizer; {gläubige Türken, Albaner und Bosnier sowie rechtschaffene Schweizer} für ältere Immigranten aus der Türkei; {junge Italiener, Spanier, Portugiesen der zweiten Generation} für Kinder italienischer Immigranten. Drittens fällt auf, dass die Klassifikationen in einem fast ausschließlichen Bezug zur Gegenwart stehen und im *modus operandi* ohne Gedächtnis zu funktionieren scheinen: Dass noch in den fünfziger und sechziger Jahren italienische und spanische Einwanderer zum Reich der Unordnung gezählt wurden und dass sie gegen massive Diskriminierungen zu kämpfen hatten, wird nur noch mit Mühe erinnert und ist für die gegenwärtige Dynamik kategorialer Einbindung und Ausgrenzung anscheinend nicht von Bedeutung.

¹⁴ Interessant wäre in diesem Zusammenhang ein Vergleich mit Kindern italienischer Einwanderer in der französischen Schweiz, wo die Unterscheidung zwischen Lateinischen und Germanischen offensichtlich weniger Sinn macht.

Viertens lassen sich die grundlegenden Klassifikationsmodi als gegenseitige Transformationen oder als Variationen über ein gemeinsames Grundschema interpretieren. Deshalb konvergieren alle Sichtweisen auf die soziale Realität zumindest in einem Punkt: der Ausgrenzung eines Großteils der Neueinwanderer aus Albanien, Ex-Jugoslawien und der so genannten Dritten Welt. Falls meine Hypothese zutrifft, derzufolge sich die Sichtweisen der religiösen älteren Türken sowie jene der Schweizer, älteren Italiener und nicht-religiösen Türken als Variation eines städtisch-proletarischen Grundschemas begreifen lassen und derzufolge das „Secondi“-Modell eine Transformation dieses Ordnungsschemas darstellt, so lässt sich folgendes Transfigurationsmodell zeichnen (Abb. 3). Die Kreise geben die kategorialen Gruppen wieder, wobei der schraffierte Kreis die Gruppe der anderen, die drei unmarkierten Kreise die jeweils eigene Gruppe repräsentieren. Kursiv gesetzt sind die normativen Prinzipien (z. B. Etabliert), die sozialen Kategorien (Italiener) sind normal gesetzt. Ausgangspunkt ist die Wir-Definition der alteingesessenen Schweizer, Italiener und teilweise auch Türken, welche die Etablierten, Anständigen, Unauffälligen umfasst, zu welcher sowohl Schweizer als auch Italiener, Spanier und andere Immigranten der Gastarbeiterwanderung gezählt werden. Als Variation dieses Schemas kann dasjenige der alteingesessenen religiösen Immigranten aus der Türkei gel-

ten, in dem zum Wir der Gläubigen, Anständigen, Kontrollierbaren auch religiöse Muslime zählen, welche in den beiden anderen Klassifikationsmodi ausgegrenzt werden. Als Transformation des Primärschemas haben wir die Kategorisierung der Zweitgenerationsitaliener identifiziert, derzufolge die Schweizer nicht zum Wir der Spontanen, Improvisationsfreudigen und Attraktiven gehören. Die Sichtweise vieler junger Türken findet in der Abbildung keine Berücksichtigung, da sie auf einem anderen Grundschema aufzuruhen scheint.

Aus dem Modell wird ersichtlich, dass zwei klassifikatorische Zuordnungen umkämpft sind, so erstens jene der Immigranten der ersten und zweiten Generation aus Italien und Spanien, welche aus der Perspektive der alteingesessenen Schweizer und Immigranten zur Gruppe der „Ordentlichen“ gezählt werden, während die zweite Generation Italiener die Schweizer aus dem „Wir“ ausnimmt; zum zweiten sehen Personen türkischer Abstammung keine Trennlinie zwischen sich und den Schweizern, während diese umgekehrt zögern, auch religiöse, alteingesessene Arbeitsimmigranten und deren Kinder in die Welt der Ordnung aufzunehmen, insbesondere weil sichtbare Zeichen der Religionszugehörigkeit wie das Kopftuchtragen der Vorstellung von Unauffälligkeit und Anpassung zuwiderlaufen, welche zentrale Elemente ihrer Definition des Eigenen darstellen.

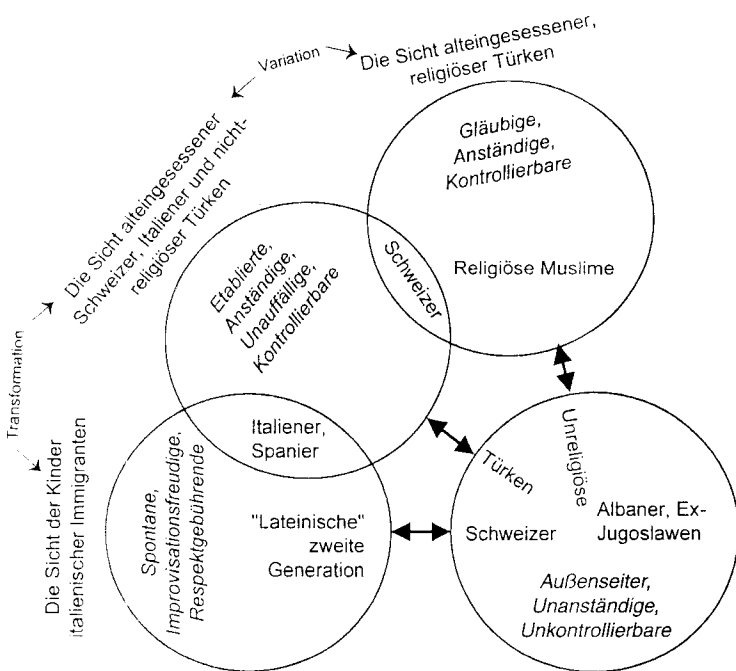


Abb. 3 Drei Perspektiven auf die soziale Welt

Tabelle 1 Nationale Herkunft der Beziehungspersonen nach nationalem Hintergrund der Befragten

		Nationalität der Beziehungspersonen								
		Schweiz	Italien	Türkei	Ex-Jugo- slawien	Nord- europa	übriges Südeuropa	Übrige	Total	
Nationalität	Schweiz	Fallzahl	206	12	2	2	14	1	4	241
		in %	85,5 %	5,0 %	0,8 %	0,8 %	5,8 %	0,4 %	1,7 %	100,0 %
	Italien	Fallzahl	48	186	2	4	10	13	7	270
		in %	17,8 %	68,9 %	0,7 %	1,5 %	3,7 %	4,8 %	2,6 %	100,0 %
	Türkei	Fallzahl	64	12	205	12		9	6	308
		in %	20,8 %	3,9 %	66,6 %	3,9 %		2,9 %	1,9 %	100,0 %
Total		Fallzahl	318	210	209	18	24	23	17	819
		in %	38,8 %	25,6 %	25,5 %	2,2 %	2,9 %	2,8 %	2,1 %	100,0 %

Cramers V: 0,718; $p < 0,001$.

Dieses Transfigurationsmodell beruht auf einem Bündel von Hypothesen, welche ich im Zuge der Interpretation entwickelt habe und hier noch einmal explizieren möchte: 1) Die klassifikatorische Unterscheidung zwischen „Uns“ und „Ihnen“ erfolgt bei allen Informanten auf der Basis derselben Serie normativer Dichotomien, dem Ordnungsschema. 2) Die Zuordnung von ethnisch-nationalen Gruppen zum „Wir“ und „Sie“ ergibt sich je nach wahrgenommener Distanz zu diesem Schema, sie entspricht nicht einem primären Klassifikationsmodus. 3) Wir können drei unterschiedliche Klassifikationsmodi unterscheiden. Diese drei Sichtweisen lassen sich vom grundlegenden Ordnungsschema ableiten, wobei wir zwischen Variation und Transformation unterscheiden, je nachdem, wie viele Operationen notwendig sind, um von einem Klassifikationsmodus zum anderen zu gelangen. 4) Die Unterschiede sind durch die (individuell und nach Gruppenzugehörigkeit variierende) Ausstattung mit symbolischem Kapital bestimmt, insbesondere das unterschiedliche Maß an Prestige, das gewisse Gruppenzugehörigkeiten mit sich bringen. 5) Die Ähnlichkeit beruht auf zwei Effekten: Zum einen bringt das grundlegende Ordnungsschema, welches als Teil des Habitus von Personen derselben sozialen Schicht aufgefasst werden kann, ähnliche Klassifikationsmuster hervor; zum anderen führt die bewusste Absetzung vom dominanten Muster, wie im Falle der Zweigenerationitaliener, zu einer teilweisen Spiegelung des Verworfenen im Neuen. Diese Hypothesen wären durch vertiefte Forschung mit einer größeren Fallzahl zu verifizieren.

Im Folgenden möchte ich die Ebene der sozialen Kategorien verlassen und die sozialen Beziehungen betrachten. Entsprechen die klassifikatorischen Un-

terscheidungen den tatsächlichen Beziehungsmustern? Sind im Alltagsleben der Bewohner der drei untersuchten Quartiere beispielsweise Italiener, Spanier und Schweizer so miteinander verwoben, dass sie sich unterschiedslos in den engeren Kreis von Freunden und Bekannten einreihen? Sind Quartierbewohner türkischer Herkunft mehr mit Schweizern befreundet und bekannt als umgekehrt, so wie wir dies aufgrund der Wahrnehmungskategorien erwarten würden? Bleiben Italiener der zweiten Generation weitgehend unter sich und befreundeten sich mit anderen „lateinischen“ Südeuropäern? Dies sind einige der Fragen, die sich aus den beiden vorangehenden Kapiteln ergeben und die ich im Folgenden mit Hilfe der Netzwerkdaten zu beantworten suche.

6. Gleich und gleich gesellt sich gern: Ethnische Homogenität

Die folgende Tabelle gibt eines der grundlegenden Resultate der gesamten Untersuchung wieder: Trotz großer räumlichen Nähe bleiben Schweizer unter sich, Italiener und Italienischstämmige unter sich sowie Türken und Türkischstämmige unter sich. Ihre Beziehungsnetzwerke bestehen zu 85,5, 68,9 und 66,6 % aus Personen derselben ethno-nationalen Herkunft (Tab. 1). Dies ist angesichts des bekannten Befunds, dass Beziehungen mit Gleichartigen bevorzugt werden, keine Überraschung (vgl. Wolf 1996). Auch Hartmut Essers Studie zu interethnischen Freundschaften zwischen Jugoslawen oder Türken und Deutschen brachte ähnliche hohe Homophilieraten ans Licht (Esser 1990).¹⁵

¹⁵ Interessanterweise sind dort die Jugoslawen diejenige

 b) Beziehungsart

 id) der ethnischen Homogenität

mit Personen ethno-nationalen Herkunft	Beziehungen mit Personen anderer ethno-nationaler Herkunft	Total
	21	239
a)	8,8 %	100,0 %
	60	209
a)	28,7 %	100,0 %
	113	309
a)	36,7 %	100,0 %
	28	63
b)	44,4 %	100,0 %
	222	819
a)	27,1 %	100,0 %

erhalten. Die Schweizer sind in der Regel mit Personen ethno-nationaler Herkunft befreundet, während die Nicht-Schweizer eher Beziehungen zu Personen ethno-nationaler Herkunft pflegen. Dies ist ein Hinweis auf die ethnische Homogenität der Beziehungen.

Die Schweizer sind in der Regel mit Personen ethno-nationaler Herkunft befreundet, während die Nicht-Schweizer eher Beziehungen zu Personen ethno-nationaler Herkunft pflegen. Dies ist ein Hinweis auf die ethnische Homogenität der Beziehungen.

Die Schweizer sind in der Regel mit Personen ethno-nationaler Herkunft befreundet, während die Nicht-Schweizer eher Beziehungen zu Personen ethno-nationaler Herkunft pflegen. Dies ist ein Hinweis auf die ethnische Homogenität der Beziehungen.

rdings könnte man auch argumentieren, dass relative Homogenität oder Heterogenität von Beziehungsnetzwerken in Bezug zur demographischen Größe einer ethno-nationalen Gruppe gesehen werden sollte. Aus dieser Perspektive unterhalten Schweizer fast ebenso viele nahe Beziehungen zu Nicht-Schweizern (15 Prozent) wie dies aufgrund von deren demographischer Präsenz (durchschnittlich rund 24 Prozent) zu erwarten ist. Schweizer privilegieren also Schweizer bei der Wahl von Beziehungspersonen nur geringfügig. Andersherum dagegen sei Personen italienischer und deutscher Herkunft aus, da diese Gruppen nur zwischen 6 und 10 respektive 1 und 7 % der drei Quartalsbevölkerungen ausmachen, so dass die Bevorzugung der eigenen Nationalität weit über das demographisch Erwartbare hinausgeht.

wenig inspirierende Standardthese, welche die Migrationstheorie zur Erklärung dieses Phänomens anzubieten hat, lautet, dass die erste Generation von Immigranten aufgrund von Sprachbarrieren und der Bedeutung alltäglicher Unterstützungsleistungen bei der Erstadaption an die fremde Umgebung eher auf Landsleute zurückbleibt als die im Land Geborenen. Es lohnt sich also, die Daten auch nach Generationen aufzuschlüsselt zu betrachten (Tab. 3).

zweite Generation nennt in der Tat weit weniger Bezugspersonen aus der eigenen nationalen Gruppe als die erste. Andere, hier nicht wiedergegebene

und u. a. nach der Zahl trans-ethnischer Kontakte bestimmt wurden (Friedrichs 1990: 306).

Tabelle 3 Nationale Herkunft der Beziehungspersonen nach nationalem Hintergrund und Generation der Befragten

Nationaler Hintergrund und Generation der Befragten			Nationale Herkunft der Beziehungspersonen							Total
			Schweiz	Italien	Türkei	Ex-Jugo- slawien	Nord- europa	übriges Süd- europa	Übrige	
Schweiz	Generation Erste	Fallzahl	101	5	2	2	6	1		117
		in %	86,3 %	4,3 %	1,7 %	1,7 %	5,1 %	0,9 %		100,0 %
	Zweite	Fallzahl	105	7			8		4	124
		in %	84,7 %	5,6 %			6,5 %		3,2 %	100,0 %
	Total	Fallzahl	206	12	2	2	14	1	4	241
		in %	85,5 %	5,0 %	0,8 %	0,8 %	5,8 %	0,4 %	1,7 %	100,0 %
Italien	Generation Erste	Fallzahl	27	101		2	3	3		136
		in %	19,9 %	74,3 %		1,5 %	2,2 %	2,2 %		100,0 %
	Zweite	Fallzahl	21	85	2	2	7	10	7	134
		in %	15,7 %	63,4 %	1,5 %	1,5 %	5,2 %	7,5 %	5,2 %	100,0 %
	Total	Fallzahl	48	186	2	4	10	13	7	270
		in %	17,8 %	68,9 %	0,7 %	1,5 %	3,7 %	4,8 %	2,6 %	100,0 %
Türkei	Generation Erste	Fallzahl	33	3	126	6		5	3	176
		in %	18,8 %	1,7 %	71,6 %	3,4 %		2,8 %	1,7 %	100,0 %
	Zweite	Fallzahl	31	9	79	6		4	3	132
		in %	23,5 %	6,8 %	59,8 %	4,5 %		3,0 %	2,3 %	100,0 %
	Total	Fallzahl	64	12	205	12		9	6	308
		in %	20,8 %	3,9 %	66,6 %	3,9 %		2,9 %	1,9 %	100,0 %

Schweiz: Cramers V: 0,199, $p = 0,147$; Italien: Cramers V: 0,247, $p < 0,005$; Türkei: Cramers V: 0,159; $p = 0,166$.¹⁷

Berechnungen auf dem höchsten Signifikanzniveau zeigen, dass bei Kindern von Immigranten 62 % der Partner gegenüber 73 % in der ersten Generation der eigenen Gruppe entstammen.¹⁸ Bei den Schweizern derselben Alterskohorte dagegen nimmt der Homogenitätsgrad nicht ab, wie Tabelle 3 zeigt. Dies parallelisiert die Feststellung, dass das grundlegende Klassifikations- und Ordnungsschema der alteingesessenen Schweizer von der jüngeren Generation reproduziert wird.

Der hohe Grad ethnischer Homogenität wird also durch drei Hypothesen relativiert: Die Untersuchungsanlage privilegiert Intimbeziehungen; die demographischen Verhältnisse erklären die Homogenität bei den Schweizer Netzwerken und die Sprachproblematik zumindest einen Teil jener der ersten Generation von Immigranten. Betrachten wir im Folgenden nun die Partnerwahl außerhalb der eigenen Gruppe. Entsprechen sie den kategorialen

Bruchlinien, die wir im letzten Abschnitt identifiziert haben?

Die Übereinstimmung ist verblüffend. Erstens unterhalten Schweizer der ersten und zweiten Generation v. a. Beziehungen zu Italienern und zu nord-europäischen Einwanderern, also den etabliertesten und sozial ältesten Immigrationskohorten. Ebenfalls dem Klassifikationsmuster entsprechend nennen Italiener der ersten Generation v. a. Schweizer als Freunde und Bekannte, ungleich häufiger als andere Südeuropäer oder Immigranten im Allgemeinen. Zweitens neigen die Kinder von italienischen Arbeitsimmigranten zu einer Ausweitung und – im Verhältnis zu den Eltern – Diversifizierung der Beziehungsnetze, und zwar auf Kosten der Beziehungen zu Schweizern und zugunsten von Immigranten aus anderen süd-, aber auch nordeuropäischen Ländern und dem Rest der Welt. Dieses Muster entspricht also durchaus der Dichotomisierung in lateinisch Legere und normophatische Schweizer. Die zweite Generation türkischer Abstammung diversifiziert das Beziehungsnetz im Vergleich zu den Eltern ebenfalls, nun aber zugunsten von Beziehungen mit Schweizern und Italienern, also den etabliertes-

¹⁷ Die Tabelle kann streng genommen allerdings nicht interpretiert werden, weil zu viele Zellenwerte zu niedrig sind.

¹⁸ Der Zusammenhang ist eher schwach, nämlich mit einem Cramers V von 0,118, aber hochsignifikant (0,4).

ten Gruppen. Auch dies ist aufgrund der kategorialen Absetzung von der eigenen Gruppe, welche wir im letzten Abschnitt beschrieben haben, zu erwarten. Drittens sind es tatsächlich Personen türkischer Abstammung, welche am ehesten noch Beziehungen zu Immigranten aus Ex-Jugoslawien unterhalten, wobei auch hier mit rund 4 % aller Beziehungen nur schwache Verbindungen bestehen. Zwischen Italienern und Schweizern auf der einen, Immigranten aus Ex-Jugoslawien auf der anderen Seite herrscht dagegen eine fast totale Beziehungslosigkeit – und dies bei engem räumlichen Nebeneinander und einem ex-jugoslawischen Anteil an der Quartierbevölkerung von durchschnittlich fast zehn Prozent.¹⁹

Die für alle Klassifikationsmodi charakteristische Ausgrenzung der Neuimmigranten findet also ihre Entsprechung in der sozialen Abschließung der Alteingesessenen. Die Konvergenz der Perspektiven auf die soziale Welt, die sich als „kultureller Kompromiss“ charakterisieren ließe (zum Begriff siehe Wimmer 1996), wird durch ein gemeinsames Beziehungsverhalten parallelisiert und dadurch die Plausibilität der Kategorisierung wiederum verstärkt. So decken sich in diesem Fall kategoriale und soziale Gruppierungen, und es entsteht eine Gegenüberstellung, die sich auf dem politischen Feld in durchaus konfliktiven Konstellationen manifestieren kann.

Wir können also hinsichtlich der ethnisch-nationalen Zusammensetzung der Netzwerke eindeutige und hochsignifikante Unterschiede zwischen Personen unterschiedlicher nationaler Herkunft ausmachen, welche weitgehend dem jeweiligen Modus kategorialer Ein- und Ausgrenzung entsprechen. Wie verhält es sich nun, wenn wir nicht nach dem ethno-nationalen Hintergrund der Beziehungspersonen, sondern nach der Struktur der Netzwerke fragen? Hier ist der Befund ein anderer: Die Struktur der Netzwerke lässt sich kaum voneinander unterscheiden; die Differenzen beschränken sich weitgehend auf die erste Generation und sind offensichtlicher Natur. Ich betrachte im Folgenden die Verteilung der Alteri auf Beziehungstypen (Verwandtschaft, Freundschaft, Bekanntschaft oder Nachbarschaft), nach Umständen der Beziehungsaufnahme (Arbeitsplatz, Schule, Quartier, Familienumfeld), nach Grad der Lokalisierung (d.h. der räumlichen Entfernung der Beziehungspartner) sowie der Extension des Netzwerkes (gemessen an der Zahl der Beziehungen).

sonen, sondern nach der Struktur der Netzwerke fragen? Hier ist der Befund ein anderer: Die Struktur der Netzwerke lässt sich kaum voneinander unterscheiden; die Differenzen beschränken sich weitgehend auf die erste Generation und sind offensichtlicher Natur. Ich betrachte im Folgenden die Verteilung der Alteri auf Beziehungstypen (Verwandtschaft, Freundschaft, Bekanntschaft oder Nachbarschaft), nach Umständen der Beziehungsaufnahme (Arbeitsplatz, Schule, Quartier, Familienumfeld), nach Grad der Lokalisierung (d.h. der räumlichen Entfernung der Beziehungspartner) sowie der Extension des Netzwerkes (gemessen an der Zahl der Beziehungen).

7. Angleichung der Netzwerkstrukturen im Generationenverlauf

Die folgende Tabelle zeigt, dass in den Netzwerken von Schweizern Verwandte weniger häufig auftauchen als bei Italienern und Türken, dafür werden mehr Partner als „Kollegen“ und weniger als „Freunde“ klassifiziert (Tab. 4). Die Unterschiede sind insgesamt jedoch eher schwach und sinken unter das Signifikanzniveau ab, wenn alleine die jüngere Generation betrachtet wird, da hier Schweizer verhältnismäßig weniger Kollegen und dafür mehr Verwandte als Kontaktpersonen erwähnten.

Auch die quantitative Ausdehnung des Netzwerkes gleicht sich im Generationenverlauf an. Die Zahl der genannten Beziehungspersonen homogenisiert sich von der ersten zur zweiten Generation: Während noch bei den eigentlichen Immigranten Türken über ein weiter gespanntes Beziehungsnetz verfügten (mit einem total von 176 genannten Personen) als Italiener (136) und diese als Schweizer derselben Altersgruppe (117), so verschwinden die Unterschiede in der zweiten Generation (132, 134 und 124). Ich deute dies als Indiz dafür, dass sich der Habitus der Investition in Beziehungskapital, wie er in Herkunftsländern mit wenig entwickelten Systemen sozialer Sicherung und klientelistischen Beziehungen zwischen Staat und Bürgern eingeübt wird, im schweizerischen Kontext nicht mehr reproduziert. Entsprechend reduziert sich das soziale Kapital auf ein Niveau, welches für das hier beschriebene Milieu charakteristisch ist.

Intergenerationell verhältnismäßig stabil sind dagegen die Unterschiede bezüglich der Kontexte, in denen die Beziehungen aufgenommen wurden (Tab. 5). Für Immigranten spielt die Herkunftsregion eine recht bedeutsame Rolle, während Schweizer rund ein Viertel ihrer regelmäßigen und engen Be-

¹⁹ Die Meidung von Bürgern des ehemaligen Jugoslawiens hängt auch damit zusammen, dass von Alteingesessenen systematisch Personen aus sozial älteren Einwanderungsgruppen bevorzugt werden. Betrachten wir die Aufenthaltsdauer der ausländischen Beziehungsgegenüber, so sehen wir, dass nur gerade 10 % der ausländischen Beziehungspersonen seit weniger als 10 Jahren in der Schweiz wohnhaft sind, während 63 % schon über 20 Jahre (davon wohl viele seit Geburt) hier ansässig sind. Diese Tendenz ist erwartungsgemäss in der italienischen Gruppe am ausgeprägtesten, wo das „Secondo“-Bewusstsein in der zweiten Generation im Vergleich zu den Kindern türkischer Einwanderer ausgeprägter ist: Nur 2,4 % der Beziehungspersonen italienischstämmiger Interviewpartner leben weniger als 10 Jahre in der Schweiz (bei Türken 15,3, Schweizern 19,2). Der Gesamtzusammenhang ist verhältnismässig stark (Cramers V 0,516) und hochsignifikant.

Tabelle 4 Beziehungstypen nach nationalem Hintergrund der Befragten

		Beziehungstypen					Total	
		Kernfamilie	übrige Verwandtschaft	Freundschaft	Bekannschaft	Nachbarschaft		
Nationalität	Schweiz	Fallzahl	46	16	53	107	19	241
		in %	19,1 %	6,6 %	22,0 %	44,4 %	7,9 %	100,0 %
	Italien	Fallzahl	44	43	65	95	23	270
		in %	16,3 %	15,9 %	24,1 %	35,2 %	8,5 %	100,0 %
	Türkei	Fallzahl	56	33	91	107	21	308
		in %	18,2 %	10,7 %	29,5 %	34,7 %	6,8 %	100,0 %
Total		Fallzahl	146	92	209	309	63	819
		in %	17,8 %	11,2 %	25,5 %	37,7 %	7,7 %	100,0 %

Cramers V: 0,106; $p < 0,005$.

Tabelle 5 Sozialer Kontext der Beziehungsaufnahmen nach nationalem Hintergrund der Befragten

		Sozialer Kontext der Beziehungsaufnahmen							Total	
		Verwandtschaft	Arbeitsplatz	Quartier	Club/Verein	Bekanntkreis	Herkunftsregion	Schule		
Nationaler Hintergrund	Schweiz	Fallzahl	50	37	39	58	48	1	7	240
		in %	20,8 %	15,4 %	16,3 %	24,2 %	20,0 %	0,4 %	2,9 %	100,0 %
	Italien	Fallzahl	74	37	44	25	68	18	4	270
		in %	27,4 %	13,7 %	16,3 %	9,3 %	25,2 %	6,7 %	1,5 %	100,0 %
	Türkei	Fallzahl	76	45	59	25	65	29	6	305
		in %	24,9 %	14,8 %	19,3 %	8,2 %	21,3 %	9,5 %	2,0 %	100,0 %
Total		Fallzahl	200	119	142	108	181	48	17	815
		in %	24,5 %	14,6 %	17,4 %	13,3 %	22,2 %	5,9 %	2,1 %	100,0 %

Cramers V: 0,186; $p < 0,001$.

ziehungspersonen in Vereinen und Clubs kennen gelernt haben. Bei Italienern und Türken sind dies nur 9 und 8 %. Wird ausschließlich die zweite Generation betrachtet, so betragen die Werte noch immer 20 % für Schweizer, 13 für Kinder von Italienern und 7 für Personen türkischer Herkunft. In der zweiten Generation hat die Herkunftsregion dagegen auch für Kinder von Immigranten keine Bedeutung mehr. Die heutzutage für ihre Integrationskraft vielgepriesene Zivilgesellschaft erfüllt also für Schweizer eine weit wichtigere Rolle als für Zugewanderte und deren Kinder, während bei der ersten Generation von Einwanderern die Herkunftsregion wichtig bleibt.

Ebenfalls erstaunlich ist, dass die Bekanntschaft mit rund 17 Prozent aller Beziehungspersonen im Quartierumfeld geschlossen wurde – wobei die Unterschiede zwischen den Nationalitäten nicht ins Ge-

wicht fallen.²⁰ Ich schreibe dies dem Umstand zu, dass Personen mit langer Wohndauer im Quartier befragt wurden, dass alle demselben Milieu von Arbeitern, unteren Angestellten und kleinen Selbständigen angehören und auch von ihrer Herkunft her entstammen. Der milieuspezifische Habitus, welcher räumlicher Nähe große Bedeutung zuweist und ein „neighbouring of place“ gegenüber dem

²⁰ Eine unserer Fragen zielte direkt auf Nachbarschaft ab („Wenn Sie verreisen würden: gibt es da jemand, dem Sie Ihren Wohnungsschlüssel geben, um Blumen zu gießen, den Briefkasten zu leeren?“). Ist die Bedeutung des Quartiers für das Knüpfen von Beziehungen also ein Artefakt der Untersuchungsanlage? Wenn alle Befragten sich gezwungen gesehen hätten, auf diese Frage hin einen Nachbarn zu nennen, hätten lediglich 10 % aller Beziehungen im Quartierumfeld ihren Ursprung – und nicht 17. Zudem war es selbstverständlich möglich, die Frage zu verneinen.

mittelschichtsspezifischen „neighbouring of taste“ privilegiert (Karrer, in Vorbereitung), zeigt hier seine Effekte in der Praxis des Beziehungsmanagements.

Die folgende Tabelle macht dies noch deutlicher: Die nationalen Unterschiede in der räumlichen Entfernung der Beziehungspersonen sind zwar statistisch signifikant, fallen aber kaum ins Gewicht (Tab. 6). Sowohl Personen schweizerischer wie italienischer und türkischer Abstammung weisen hochlokalisierte Beziehungsnetzwerke auf, dies obwohl zumindest einige der Fragen auch so gestellt wurden, dass Fernbeziehungen (welche beispielsweise per Telefon aufrechterhalten werden) genannt werden konnten. Rund ein Viertel der Beziehungspersonen wohnen in der unmittelbaren Nachbarschaft, über ein Drittel im selben Quartier, fast die Hälfte in demselben Stadtteil. Nur gerade ein Fünftel der Beziehungen wurde mit Personen geknüpft, die außerhalb der eigenen Stadt wohnen, und nicht einmal fünf Prozent wohnen im Ausland. In dem von uns untersuchten sozialen Milieu sind es also eng umschriebene geographische Räume, innerhalb deren alltägliche Beziehungen geknüpft oder verweigert, gepflegt oder vergessen werden. Im Übrigen ist dieses Resultat nicht generationenspezifisch: Die Unterschiede im Lokalisierungsgrad der Beziehungsnetzwerke zwischen Generationen sind nicht signifikant und tendieren eher in Richtung eines verstärkten Lokalbezugs in der zweiten Generation.

Angesichts des gegenwärtigen Trends in der Migrationsforschung, transnationale Beziehungsnetzwerke und Gemeinschaften zu untersuchen und so die auf die Aufnahmegesellschaft fixierte Integrationsforschung gleichsam aufzubrechen (vgl. Vertovec 1999), halte ich dieses Resultat für bedeutsam.

Zwar sagen unsere Daten nichts über emotionale Nähe und Distanz zu den Beziehungspersonen, noch über Dauerhaftigkeit und Verbindlichkeit der Beziehungen aus, aber sie zeigen, dass auf der Ebene des gelebten Alltags, des täglichen Beziehungsverkehrs auch bei Immigranten ein starker Lokalbezug besteht und transnationale Beziehungen zumindest quantitativ eine höchst untergeordnete Rolle spielen. Dies entspricht den neuesten Resultaten US-amerikanischer Forschungen, welche auf der Basis eines repräsentativen Samples zeigen, dass transnationale Beziehungen ökonomischer (Portes et al. 2001) und politischer Art (Guarnizo/Portes 2001) im Alltag lateinamerikanischer Immigranten weit weniger ins Gewicht fallen als erwartet und weitgehend ein Mittelschichtsspezifikum darstellen.

Umgekehrt wäre es aber ebenso verfehlt, den Lokalbezug zu verabsolutieren und der räumlichen gegenüber der funktionalen Differenzierung sozialer Bezüge ein analytisches Primat zuzusprechen, wie dies in jenen Teilen der qualitativen Sozialforschung der Fall ist, wo ein naiver Gemeinschaftsbegriff auf das Quartierumfeld projiziert wurde, als ob es sich bei diesem um ein Redfieldsches Bauerndorf handle. Immerhin sind fast zwei Drittel der Beziehungspartner unserer Befragten, also die überwiegende Mehrheit, nicht in demselben Quartier domiziliert. Selbst im hier untersuchten Milieu von Arbeitern und einfachen Angestellten spielen funktionale Bezugszusammenhänge, welche zwar eine Raumdimension aufweisen, aber nicht räumlich determiniert sind (Verwandtschaft, Arbeitsplatz etc.) eine weit gewichtigere Rolle als es eine kommunitaristische Perspektive (und die entsprechende Politik der Gemeinschaftsbildung auf Quartierebene) wahrhaben wollen.

Tabelle 6 Wohnort der Beziehungspersonen nach nationalem Hintergrund der Befragten

		Wohnort der Beziehungspersonen								
		Gleicher Quartierteil	Gleiches Quartier	Gleicher Stadtteil	Gleiche Stadt	Gleicher Kanton	Übrige Schweiz	Ausland	Total	
Nationalität	Schweiz	Fallzahl	71	20	17	77	22	29	5	241
		in %	29,5 %	8,3 %	7,1 %	32,0 %	9,1 %	12,0 %	2,1 %	100,0 %
	Italien	Fallzahl	54	35	23	105	26	11	15	269
		in %	20,1 %	13,0 %	8,6 %	39,0 %	9,7 %	4,1 %	5,6 %	100,0 %
	Türkei	Fallzahl	72	50	15	95	36	26	10	304
		in %	23,7 %	16,4 %	4,9 %	31,3 %	11,8 %	8,6 %	3,3 %	100,0 %
Total		Fallzahl	197	105	55	277	84	66	30	814
		in %	24,2 %	12,9 %	6,8 %	34,0 %	10,3 %	8,1 %	3,7 %	100,0 %

8. Unterschiede zwischen den Städten

Zu einer Relativierung der sozialgeographischen Perspektive gelangten wir auch durch einen Städtevergleich, d. h. indem wir fragten, wie sich die unterschiedliche Einwanderungssituation in den drei Städten, die ich im zweiten Kapitel skizziert habe, auf die Beziehungsnetzwerke der Quartierbewohner auswirkt. Sind im größeren, ethnisch-national segregierteren Zürich andere Netzwerkstrukturen zu beobachten als in Bern? Sind sie aufgrund der größeren Kontaktmöglichkeiten (bei Einkäufen, über die Kinder in Schulen) ethnisch heterogener oder im Gegenteil aufgrund der ausgeprägteren räumlichen Segregation nach Nationalität homogener, weil beispielsweise Nachbarschaftsbeziehungen transethnischer Natur weniger wahrscheinlich werden?

Entgegen unseren ursprünglichen Erwartungen werden beide Hypothesen widerlegt: In Zürich und Basel stammen 75 % der Beziehungspersonen aus derselben Gruppe, in Bern nur 70 %, die Unterschiede sind aber nicht signifikant. Was lässt sich aus diesem Resultat schließen? Obwohl räumliche Nähe für Menschen des hier untersuchten Milieus von größter Bedeutung ist und das Quartier auch für den Aufbau und Unterhalt von Netzwerken eine große Rolle spielt, weisen räumliche Nähe und soziale Nähe keinen direkten Bezug zueinander auf. In Kontexten wie im Zürcher Quartier, wo rund die Hälfte der Bewohner Ausländer aus verschiedensten Herkunftsländern sind, sind die Beziehungsgeflechte der Einwohner nicht heterogener als in Bern, das in etwa den Stand des Umwälzungsprozesses von Zürich anfangs der achtziger Jahre repräsentiert. Geringe Masse an sozialräumlicher Segregation und hohe soziale Durchmischung, zwei

Charakteristika des Berner Quartiers, bringen also nicht notwendigerweise auch eine ethnisch-nationale Durchmischung der Beziehungsgeflechte mit sich.

Dieser Befund wird noch verstärkt, wenn wir den nationalen Hintergrund der Beziehungspersonen von Basler, Berner und Zürcher Befragten vergleichen (Tab. 7). Besonders interessant ist die Tatsache, dass in Zürich am wenigsten Beziehungen zu Personen aus Ex-Jugoslawien bestehen, obwohl hier rund 15 % der Quartierbevölkerung dieser Gruppe zugeordnet werden können, in Bern dagegen nur 4 Prozent.

Die sozialräumlichen und -demographischen Strukturen der Städte und Quartiere üben also keinen determinierenden Einfluss auf die Dynamik transethnischer Beziehungen aus. Bern, Basel, Zürich und auf Quartiersebene Breitenrain, St. Johann und Hard lassen sich auf einer Achse einreihen, die von kleineren, sozial durchmischteren, verkehrsmäßig weniger belasteten, weniger von der Einwanderung auch jüngerer Kohorten geprägten Städten und Quartieren zu größeren, sozial hochsegregierten, verkehrsmäßig belasteten, durch die „neue“ Einwanderung gekennzeichneten und einen höheren Ausländeranteil aufweisenden Städten und Quartieren führt. Die ethnisch-nationale Struktur der Netzwerke wird durch diese Differenzen jedoch kaum beeinflusst. Die Akteure pflegen zwar in allen drei Städten hochlokalisierte Netzwerke und unterhalten kaum Alltagsbeziehungen mit räumlich entfernten Personen, aber räumliche Nähe alleine scheint soziale Beziehungen nicht zu fördern oder zu fordern. Die sozialräumliche Dynamik und die soziale Beziehungsdynamik stehen in keinem direkten Zusammenhang. Dieses Resultat korrespondiert im Übrigen mit den Ergebnissen einer deutschen Studie,

Tabelle 7 Nationale Herkunft der Beziehungspersonen nach Wohnort der Befragten

		Nationale Herkunft der Beziehungspersonen								
		Schweiz	Italien	Türkei	Ex-Jugoslawien	Nord-europa	übriges Südeuropa	Übrige	Total	
Wohnort	Zürich	Fallzahl	89	79	62	3	10	6	3	252
		in %	35,3 %	31,3 %	24,6 %	1,2 %	4,0 %	2,4 %	1,2 %	100,0 %
	Basel	Fallzahl	80	55	54	6	11	4	8	218
		in %	36,7 %	25,2 %	24,8 %	2,8 %	5,0 %	1,8 %	3,7 %	100,0 %
	Bern	Fallzahl	149	76	93	9	3	13	6	349
		in %	42,7 %	21,8 %	26,6 %	2,6 %	0,9 %	3,7 %	1,7 %	100,0 %
Total	Fallzahl	318	210	209	18	24	23	17	819	
	in %	38,8 %	25,6 %	25,5 %	2,2 %	2,9 %	2,8 %	2,1 %	100,0 %	

welche auf einer anderen Untersuchungsanlage basierte (Friedrichs 1990).

Aus wissenschaftlicher Sicht sind deshalb politische Bemühungen, durch eine aktive Politik der Stadteilerneuerung Segregationstendenzen entgegenzuwirken, zumindest nicht mit dem Ziel einer „sozialen Durchmischung“ begründbar. Wie bereits Alpheis' (1990) Studie zeigte, sind transethnische Beziehungen innerhalb eines ethnisch homogenen Umfelds (den „Stadtteilen mit Ghettoisierungstendenzen“ im politischen Diskurs) nicht weniger wahrscheinlich als außerhalb. Die Relativierung des Quartierkommunitarismus sowohl der Stadteilerforschung wie einer gewissen Konzeption städtischer Erneuerungspolitik stellt nur eines der brisanten Resultate unserer Forschung dar – und im hier gewählten Diskussionszusammenhang nicht das bedeutendste.

9. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Die quartierbezogene Betrachtungsweise diente uns dazu, in der Untersuchungsanlage nicht bereits die Existenz von ethnischen Gruppen vorauszusetzen und die Problematik als eine der Beziehung zwischen solchen Gruppen zu definieren, wie dies im Multikulturalismus geschieht. Der individuumszentrierte Forschungsteil mit der Abfrage der Netzwerke erlaubte uns umgekehrt, ethnische Vergemeinschaftung als eine der möglichen Dimensionen sozialer Beziehungen zu erfassen, was dem radikalen Konstruktivismus, wie er den meisten Varianten der Ethnisierungsthese unterliegt, in seiner Reduktion der sozialen Welt auf das Reden über sie nicht gelingen kann. Unsere Forschungsanlage eignete sich daher dazu, in der Debatte zwischen Multikulturalismus und Ethnisierungsthese einen empirisch differenzierenden Beitrag zu leisten.

Ich habe die Anordnung sozialer Kategorien, die das Quartierumfeld in den Augen der Bevölkerung beschreiben, als Produkte eines mentalen Schemas interpretiert, in dem zwischen Ordnung (dem Kontrollierbaren, Anständigen, Unsichtbaren, Etablierten und Angepassten) auf der einen Seite und der Unordnung (dem Unkontrollierbaren, Unanständigen etc.) unterschieden wird. Drei Varianten und eine Transformation dieses Grundschemas wurden identifiziert. Alteingesessene Schweizer Quartierbewohner nehmen die demographischen Verschiebungen der letzten Jahrzehnte als einen Verlust der Ordnung dar, für welche die Etablierten stehen: Schweizer, italienische und spanische Arbeiter (die

längst keine „Ausländer“ mehr sind) und kleine Angestellte, die „rechtschaffenen Leute“, welche von Jungen, Exponenten der „alternativen“ Subkultur und neu zugezogenen Immigranten aus Ex-Jugoslawien und Albanien oder auch aus der Türkei (kollektiv als „Ausländer“ wahrgenommen) in ihrem Lebensumfeld bedrängt werden. Ältere Einwanderer aus Italien und der Türkei fügen der Unterscheidung zwischen Etablierten und Außenseitern eine neue Dimension hinzu, indem sie zwischen legitimen Arbeitsimmigranten und den illegitimen Flüchtlingen der jüngeren Einwanderungswellen differenzieren. Für einige ältere türkische Einwanderer stellen zudem religiöse Sittlichkeit und Tugendhaftigkeit zentrale Werte dar, so dass neben ihnen selbst, den „anständigen“ Schweizern und etablierten Italienern auch gläubige Muslime aus jüngeren Einwandererkohorten zu den Rechtschaffenen gezählt werden können. Die Kinder von italienischen Einwanderern grenzen sich selbst und andere Südeuropäer der zweiten Generation als eher zur Spontaneität und selbstbestimmter Lebensführung prädestinierte „Lateiner“ von den als kleinbürgerlich wahrgenommenen Schweizern ab – in Ablehnung und gleichzeitiger spiegelbildlicher Reproduktion des proletarisch-helvetischen Klassifikationsmodus. In dieser Transformation des Grundschemas bleiben jüngere Einwandererkohorten wiederum ausgegrenzt – der Hauptpunkt von Konvergenz, in dem alle Sichtweisen zusammenzulaufen scheinen, eine Art kultureller Kompromiss, der die altansässigen Quartierbewohner gegenüber den Zugezogenen abgrenzt.

Die Analyse der kategorialen Systeme von Einbindung und Ausgrenzung führt also zur Einsicht, dass herkunftsdefinierte Ethnien – entgegen der multikulturellen Perspektive auf Einwanderungsgesellschaften – für die Bewohner von Immigrantenquartieren keine primäre Rolle spielen, um die soziale Welt und die massiven Umwälzungen der letzten Jahrzehnte zu beschreiben und zu verstehen. Sie teilen sich und andere nicht nach ihrer Herkunftskultur in Gruppen auf, sondern nach der wahrgenommenen Nähe oder Distanz zu einem zentralen Ordnungsparadigma, das zwischen Etablierten und Außenseitern unabhängig von deren Herkunft differenziert – ein Klassifikationsmodus, den wir als Ausdruck eines mentalen Grundschemas interpretiert haben, der zum Habitus der städtischen Arbeiter- und Angestelltenschicht gehört. Der Zwischenbefund führt uns also zu einer deutlichen Relativierung der multikulturellen Perspektive, da Gruppenbildung in der Wahrnehmung der Quartierbevölkerung nicht ethno-kulturell determiniert ist.

Gilt dies auch für das reale Beziehungsverhalten, also für die Bildung von sozialen Gruppen auf der Ebene alltäglicher Beziehungsgeflechte? Die Netzwerkanalyse kommt zu einem zwiespältigen Ergebnis. Auf der einen Seite suchen die Akteure rund drei Viertel ihrer Partner, mit denen sie wichtige Probleme besprechen, sich regelmäßig austauschen oder treffen oder zu denen sie einen sonstigen kontinuierlichen Bezug pflegen, aus der eigenen Gruppe aus, wobei Schweizer dies eher als Italiener und diese wiederum eher als Türken tun. Auf der anderen Seite ist aber, der klassifikatorischen Unterscheidung zwischen Lateinisch-Legeren versus kleinbürgerlichen Schweizern entsprechend, bei Italienern der zweiten Generation eine transethnische Öffnung der Beziehungsgeflechte in Richtung Süd- und Nordeuropäer zu beobachten. Wiederum entsprechend den sozialen Kategorien unterhalten nur türkische Staatsbürger in nennenswertem Ausmaß Beziehungen zu Mitgliedern jüngerer (islamischer) Einwanderungskohorten. Die zweite Generation bezieht deutlich mehr Schweizer in die Sphäre von Freund- und Bekanntschaft ein und unterhält die ethnonational diversifiziertesten Netzwerke.

Trotz dieser Gegentendenzen entspricht die weitgehende ethnische Endogamie der Beziehungsnetzwerke in einem Masse, wie ich dies nicht erwartet hatte, der multikulturalistischen These von der Persistenz ethnischer Vergemeinschaftung in Immigrationsgesellschaften. Besonders überraschend ist die geringe Beziehungsdichte zwischen Schweizern und Kindern von italienischen Immigranten, die doch gemäss der gängigen Sichtweise als weitgehend integriert und „assimiliert“ gelten.

Diese Tatsache wird allerdings dadurch relativiert, dass sich die *Struktur* der Netzwerke im Generationenverlauf weitgehend angenähert hat.²¹ Bezüg-

²¹ Eine weitere Relativierung ergibt sich durch das allgemeine Grundprinzip der Beziehungshomophilie, das sich gemäss Resultaten, die ich hier nicht wiedergegeben habe, auch in Bezug auf andere soziale Kriterien nachweisen liess: Frauen und Männer bleiben ebenfalls zu rund drei Vierteln im Beziehungsalltag unter sich, Arbeiter unter Arbeitern, langansässige Immigranten unter langansässigen Immigranten, Büroangestellte unter Büroangestellten. Die Tatsache, dass üblicherweise gerade die ethnisch-nationale Dimension von Homophilie fokussiert wird, während die anderen Dimensionen im Dunkeln bleiben, ist nur vor dem Hintergrund verständlich, dass die Immigrationsfrage aus nationalstaatlicher Perspektive als besonders problembeladen oder gar gesellschaftsgefährdend erscheint – eine Perspektive, welche sich dann als methodologischer Nationalismus auch in den Sozialwissenschaften wiederfindet (dazu Wimmer/Glick Schiller, in

lich der relativen Bedeutung von Verwandtschaft, Freundschaft, Bekanntschaft und Nachbarschaft, bezüglich des Kontexts der Beziehungsaufnahme, bezüglich der quantitativen Ausdehnung des Netzes und bezüglich anderer Kriterien gleichen sich die Unterschiede weitgehend aus. Wir finden in den Netzwerken sowohl jüngerer Schweizer wie auch der Kinder türkischer und italienischer Einwanderer die typischen Spuren des Unterschichtshabitus, nämlich ein hohes Maß an Geschlechterendogamie, großes Gewicht von Verwandtschaft und eine bedeutsame Rolle des Quartiers sowohl als Kontext des Kennenlernens wie auch als Wohnort der Beziehungspersonen. Dieser Befund wiederum unterstützt die Ethnisierungsthese, derzufolge keine fundamentalen kulturellen Unterschiede zwischen Eingewanderten und Einheimischen auszumachen sind – diese treten lediglich im problemgenerierenden und skandalisierenden Diskurs über Einwanderung als soziale Tatbestände in Erscheinung, etwa wenn selbstredend davon ausgegangen wird, dass Türken eher als andere „Ethnien“ „unter sich“ bleiben, familienbezogener lebten, Nachbarschaft (*komsuluk*) eher pflegten und allgemein mehr als andere in Beziehungen investierten.

Welche Schlussfolgerungen lassen sich ziehen, wenn die empirische Evidenz mal in Richtung Multikulturalismus deutet (Beziehungsendogamie) und mal in Richtung Ethnisierungsthese (Netzwerkisomorphie und transethnische Kategorienbildung)? Vielleicht gilt es zu betonen, dass unsere Untersuchung nicht auf eine Falsifizierung des einen oder anderen Theorieprogramms angelegt war, sondern auf die explorative Suche nach einem adäquaten Interpretationsrahmen. Weder die Ethnisierungsthese noch der Multikulturalismus stellen uns einen solchen zur Verfügung. Der Widerstreit zwischen diesen beiden Strömungen verdankt seine intellektuelle Attraktivität wohl weniger der argumentativen Stringenz der Gegenüberstellung als vielmehr der Nähe zur normativen Debatte über die Zukunft der modernen Gesellschaft, welche hier mit den Gegensatzpaaren Kommunitarismus versus Liberalismus sowie Nationalstaatlichkeit versus Globalität nur angedeutet sei. Unsere Studie zeigt, dass es forschungsstrategisch sinnvoller ist, vom grundsätzlichen offenen Ausgang von Inkorporationsprozessen in Einwanderungsgesellschaften auszugehen. Sowohl die permanente ethnische Enklavenbildung wie

Vorbereitung). Dass Akademiker kaum mit Nicht-Akademikern persönliche Beziehungen pflegen und weitgehend unter sich wohnen, wird dagegen als „Normalfall“ schichtspezifischer Segregation meist nicht thematisiert.

auch die vollkommen kultur- und herkunftsblinde Einbindung in soziale Teilsysteme sind im Analyse-schemata vorzusehen, so dass die prognostische Fixierung auf nur eine Spielform aufgebrochen werden kann, die sowohl den Multikulturalismus wie die Ethnisierungsthese kennzeichnen.

So kontrastieren die herkunftsblinde soziale Kategorisierung und das herkunftsunabhängige Beziehungsmanagement einiger türkischstämmiger Erwachsener mit der auf ethno-kulturelle Unterschiede fixierten Sichtweise und Beziehungspraxis ihrer Eltern. Unsere Studie zeigt zudem, dass in unterschiedlichen sozialen Teilbereichen unterschiedliche Entwicklungen zu verzeichnen sind: Die kategoriale Selbstabgrenzung der Kinder italienischer Einwanderer kontrastiert mit ihrer beruflichen und schulischen Integration – sie sind im Verhältnis zu gleichaltrigen Schweizern derselben sozialen Herkunft in Schule und Beruf sogar weit erfolgreicher, wie Bolzman et al. (2000) gezeigt haben. Als Schlusspointe lässt sich deshalb die Empfehlung formulieren, auf gewisse Grundelemente der klassischen Soziologie der Einwanderung zurückzugreifen, welche systematisch zwischen sozialer, identifikatorischer, räumlicher etc. „Assimilation“ unterschieden und, so beispielsweise Gordon (1964), die relative Unabhängigkeit dieser Dimensionen betont hatte (vgl. Esser 1980, Friedrichs 1990; ferner zur „neuen Assimilationstheorie“ Zhou 1997, Lucassen 1997). Wird diese klassische Perspektive vom Teleologismus und von der normativen Fixierung auf die Anpassungsleistungen von Immigranten befreit, so wird es möglich zu fragen, unter welchen Bedingungen welche Kombination von in- und exkludierenden Ordnungsmustern zu erwarten ist und welche soziale Beziehungsdynamik damit verknüpft ist – ein genuin empirisch-analytischer Zugang in relativer Unabhängigkeit von ideologischen Metadiskursen. Vielleicht können die Resultate unserer Forschung zu einer solchen Umorientierung der Forschungsagenda einen Beitrag leisten.

Literatur

- Alphei, H., 1990: Erschwert die ethnische Konzentration die Eingliederung? S. 147–184 in: H. Esser / J. Friedrichs (Hrsg.), *Generation und Identität. Theoretische und empirische Beiträge zur Migrationssoziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bauer, T. / Zimmermann, K. F., 1997: Network migration of ethnic Germans. *International Migration Review* 31: 143–149.
- Baumann, G., 1996: *Contesting Culture. Discourses of Identity in Multi-Ethnic London*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Blasius, J., 1988: Indizes der Segregation. S. 410–431 in: J. Friedrichs (Hrsg.), *Soziologische Stadtforschung, Sonderheft 29 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bloch, M., 1991: *Language, anthropology and cognitive science*. *Man* 26: 183–198.
- Bolzmann, C. / Fibbi, R. / Vial, M., avec la collaboration de J. El-Sonbati et E. Esaki, 2000: *Adultes issus de la migration. Le processus d'insertion d'une génération à l'autre. Rapport de recherche au PNR39*. Genève: Institut d'études sociales, manuscript.
- Bourdieu, P., 1983: *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital*. S. 183–198 in: R. Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten (Sonderband 2 von Soziale Welt)*. Göttingen: Schwartz.
- Bourdieu, P., 1985: *Sozialer Raum und Klassen, Leçon sur la Leçon. Zwei Vorlesungen*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Brubaker, R., (in Vorbereitung): *Ethnicity without groups*. in: A. Wimmer et al. (Hrsg.), *Facing Ethnic Conflicts. Towards a New Realism*.
- Bukow, W.-D., 1993: *Leben in der multi-kulturellen Gesellschaft. Die Entstehung kleiner Unternehmer und der Umgang mit ethnischen Minderheiten*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- d'Andrade, R. G. / Strauss, C., 1992: *Human Motives and Cultural Models*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Elias, N. / Scotson, J. L., 1993: *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Esser, H., 1980: *Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse*. Darmstadt: Luchterhand.
- Esser, H., 1990: *Interethnische Freundschaften*. S. 185–205 in: H. Esser / J. Friedrichs (Hrsg.), *Generation und Identität. Theoretische und empirische Beiträge zur Migrationssoziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Esser, H., 1999: *Die Situationslogik ethnischer Konflikte. Auch eine Anmerkung zum Beitrag 'Ethnische Mobilisierung und die Logik von Identitätskämpfen'* von K. Eder und O. Schmidtke. *Zeitschrift für Soziologie* 28: 245–262.
- Friedrichs, J., 1990: *Interethnische Beziehungen und städtische Strukturen*. S. 305–320 in: H. Esser / J. Friedrichs (Hrsg.), *Generation und Identität. Theoretische und empirische Beiträge zur Migrationssoziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Friedrichs, J., 1998: *Social inequality, segregation and urban conflict*. S. 168–169 in: S. Musterd / W. Ostendorf (Hrsg.), *Urban Segregation and the Welfare State. Inequality and Exclusion in Western Cities*. London: Routledge.
- Gordon, M. M., 1964: *Assimilation in American Life. The Role of Race, Religion and National Origins*. Oxford: Oxford University Press.
- Guarnizo, L. / Portes, A., 2001: *From Assimilation to Transnationalism: Determinants of Transnational Political Action Among Contemporary Immigrants*. Working Paper of the Center for Migration and Development, Princeton University.

- Hannerz, U., 1980: Exploring the City: Inquiries Toward an Urban Anthropology. New York: Columbia University Press.
- Karrer, D., 1998: Die Last des Unterschieds. Biographie, Lebensführung und Habitus von Arbeitern und Angestellten im Vergleich. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Karrer, D. (in Vorbereitung): Der Kampf um Integration. Zur Logik ethnischer Beziehungen in einem Unterschichtsquartier. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kissler, M. / Eckert, J., 1990: Multikulturelle Gesellschaft und Urbanität – Die soziale Konstruktion eines innerstädtischen Wohnviertels aus figurationssoziologischer Sicht. *Migration* 8: 43–82.
- Koser, K., 1997: Social networks and the asylum cycle: The case of Iranians in the Netherlands. *International Migration Review* 31: 591–611.
- Lucassen, L., 1997: The gulf between long term and short term approaches in immigration studies. A reassessment of the Chicago school's assimilation concept. *IMIS Beiträge* 5: 5–23.
- Mahnig, H. / Wimmer, A., 2000: Country specific or convergent? A typology of immigrant policies in Western Europe. *Journal of International Immigration and Integration* 1: 177–204.
- Moretti, E., 1999: Social networks and migrations: Italy 1876–1932. *International Migration Review* 33: 640–657.
- Portes, A. / Haller W. / Guarnizo, L. E., 2001: Transnational Entrepreneurs: The Emergence and Determinants of an Alternative Form of Immigrant Economic Adaptation. Working Paper of the Transnational Communities Programme, University of Oxford.
- Rogers, A. / Vertovec, S., 1995: The Urban Context. Ethnicity, Social Networks and Situational Analysis. Oxford: Berg.
- Schiffauer, W., 2000: Die Gottesmänner. Türkische Islamisten in Deutschland. Frankfurt: Suhrkamp.
- Schweizer, T., 1989: Netzwerkanalyse mit dem Mikrocomputer. S. 201–222 in: T. Schweizer (Hrsg.), *Netzwerkanalyse. Ethnologische Perspektiven*. Berlin: Reimer.
- Scourby, A., 1980: Three generations of Greek Americans: A Study in Ethnicity. *International Migration Review* 14: 43–52.
- Stienen, A. (Hrsg.) (im Druck): Die Stadt als „Integrationsmaschine“? Stadtentwicklung und interkulturelle Beziehungen am Beispiel von Bern. Bern: Haupt.
- Strauss, C. / Quinn, N., 1997: A Cognitive Theory of Cultural Meaning. New York: Cambridge University Press.
- Vertovec, S., 1999: Conceiving and researching transnationalism. *Ethnic and Racial Studies* 22: 447–462.
- Waldinger, R., 2000: The Sociology of Immigration: Second Thoughts and Reconsiderations. Keynote address prepared for the Conference on Migration and Development, Princeton University.
- Werbner, P., 1990: The Migration Process: Capital, Gifts and Offerings Among British Pakistanis. Oxford: Berg.
- Wimmer, A. / Karrer, D. / Stienen, A. / Ehret, R., 2000: Schlussbericht für das Forschungsprojekt „Integration-Segregation. Interkulturelle Beziehungen in Basel, Bern und Zürich“. Unveröffentlichtes Manuskript.
- Wimmer, A., 1995: Variationen über ein Schema. Zur Infrapolitik des Denkens am Beispiel eines Mythos der Mixe. *Zeitschrift für Ethnologie* 120: 51–71.
- Wimmer, A., 1996: Kultur. Zur Reformulierung eines sozialanthropologischen Grundbegriffs. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48: 401–425.
- Wimmer, A., 2000a: Migration und ethnische Minderheiten. S. 154–166 in: R. Münch / C. Jauss / C. Stark (Hrsg.), *Soziologie 2000. Sonderheft 5 der Soziologischen Revue*. München: Oldenbourg.
- Wimmer, A., 2000b: Städtevergleich, Netzwerkanalyse und Schlussfolgerungen. in: A. Wimmer et al., *Schlussbericht für das Forschungsprojekt „Integration-Segregation. Interkulturelle Beziehungen in Basel, Bern und Zürich“*. Unveröffentlichtes Manuskript.
- Wimmer, A. / Glick Schiller, N., (in Vorbereitung): Methodological Nationalism and Beyond. *Nation-State-Building, Migration and the Social Sciences*. Manuskript.
- Wolf, C., 1996: Gleich und gleich gesellt sich gern. Individuelle und strukturelle Einflüsse auf die Entstehung von Freundschaften. Hamburg: Kovac.
- Zhou, M., 1997: Segmented assimilation: Issues, controversies, and recent research on the new second generation. *International Migration Review* 31: 975–1008.

Summary: This article summarizes an empirical research project on the importance of ethnic culture and community in immigrant societies. Three immigrant neighborhoods in Berne, Zurich, and Basel were chosen as research sites. The research team used semi-structured interviews and network analysis to understand the social categories with which Swiss, Italian, and Turkish residents described their neighborhood environment and to grasp the everyday social relations they maintained. Three major results are reported: a) Ethno-national groups and identities do not represent the most important principles of classification in the eyes of local residents. Rather, the social world is described in terms of a basic scheme distinguishing between order and disorder. b) From this, a transethnic definition of the *us*-group results, which does not, however, entirely conform to actually observed networking behavior: three quarters of the social networks were mono-ethnic in their composition. c) In the second generation, the structures of these networks show no differences between the three ethno-national groups. The results conform in part to the multicultural theory of ethnic community formation (b), in part to its competitor, the theory of ethnicization (or racialization) of immigrant societies (a and c). As a concluding point I recommend reorienting research toward a non-teleological, multi-linear model of immigrant incorporation.